Im Wechsel der Tage

Monatliche Tierbelustigungen

von

W. Marshall

Erstes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von A. Twietmeyer

Seiner teuern Vaterstadt

Weimar

im Thüringerlande

widmet die folgenden Blätter
in dankbarer Erinnerung
an eine glücklich verlebte Jugendzeit

der Verfasser.

Vorbemerkung.

Mein Thüringer Landsmann, der alte Roesel von Rosenhof, geboren 1705 auf dem jetzt verschwundenen Jagdschlosse Augustenburg bei Arnstadt, und gestorben 1759 als berühmter Miniaturmaler und Naturforscher in Nürnberg, gab von 1746 an „Monatliche Insektenbelustigungen" heraus, in denen er freilich nicht die in jedem einzelnen Monate auftretenden Insekten betrachtete. Es waren vielmehr zwanglose Hefte, die monatlich erschienen, und in denen von Insekten überhaupt, ohne Rücksicht auf die Zeit ihres Erscheinens, bisweilen sogar von ausländischen gehandelt wurde.

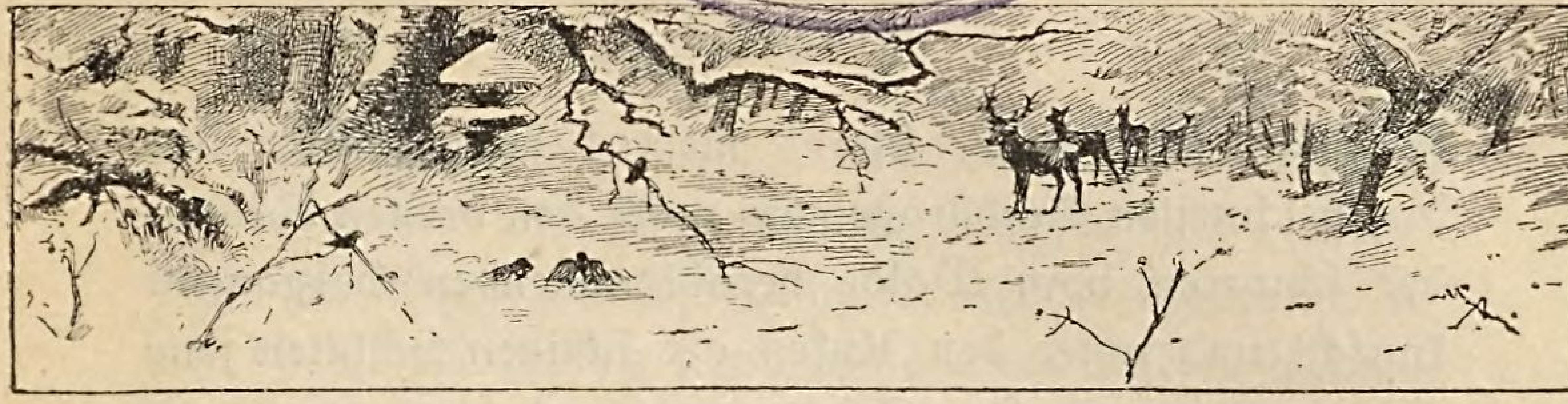
Ich will mich in den folgenden Darstellungen, wenn ich mich auch mit ihrer Benennung an Roesel anlehne, doch mehr an die Jahreszeit binden und in jedem Monat eine kurze, skizzenhafte Übersicht über die wichtigsten Erscheinungen nicht bloß des mitteldeutschen Insekten-, sondern des ganzen Tierlebens, die sich in dieser Zeit abspielen, zu geben versuchen.

Der Anfang des bürgerlichen Jahres entspricht durchaus nicht dem des natürlichen, und das ist gut so. Es würde ein schöner Wirrwarr werden, wenn man

nach dem natürlichen Jahresbeginn Neujahr bestimmen wollte; in Hammerfest oben in Norwegen würden die Leute gegen Catania drunten auf Sicilien 3 Monate nachhinken, und in dem einen Jahr würde bei uns in Mitteldeutschland Neujahr Ende Februar, im andern Mitte April fallen, — das eine Jahr hätte unter Umständen 10, das andere 14 Monate. Wir müssen unseren folgenden Betrachtungen daher auch ein Durchschnittsjahr zu Grunde legen, ein ideelles gewissermaßen, denn schwerlich klappen überall in Mitteldeutschland die Angelegenheiten der Tierwelt so zusammen, daß die gleichen in jedem Jahr und aller Orten in denselben Monat fallen. Das wolle man nicht vergessen.

Selbstverständlich werden auch die folgenden, einzelnen Abschnitte nicht von gleichem Umfange sein können. Unsere Tierwelt hat im Verlaufe eines Jahres ihre fetten und ihre mageren Monate: mit mageren fängt das Jahr an und mit mageren hört es auf, der fette Höhepunkt fällt in den Sommer.

Erschöpfende oder auch nur einigermaßen eingehende Bilder wird niemand erwarten, dazu gebricht es an Raum, und ausführliche Darstellungen bergen außerdem die Gefahr in sich, daß sie den Leser leicht ermüden und ihm beschwerlich und langweilig werden, anstatt ihn unterhaltend zu belehren und belehrend zu unterhalten.



I. Januar.

Dick, dick liegt der Schnee, und es ist grimmig kalt. Kein Feldweg, kein Bachbett ist unterscheidbar, die Steinmauer, die Fichtenhecke verraten ihre Gegenwart nur als flach gewölbte Wälle, — der Schnee ist heuer der große Ausgleicher. Und er hat noch Nachschub zu erwarten. Als heute Morgen die Sonne sich darauf besonnen hatte, daß es Zeit für sie sei, endlich aufzugehen, erschien sie als ungeheuerlicher roter Ball verschwommen hinter dem vom Nordweststurm getriebenen Nebelschleier, um einen trüben, sibirischen Tag zu verkünden, dann verschwand sie wieder, und das Gewölk zog sich dichter und dichter zusammen.

Es ist furchtbar still und furchtbar öde draußen in der Flur und im Walde; sähen wir nicht sich im Schnee vielfach kreuzende Fährten von Tieren, von denen uns manche bekannt sind, manche nicht, wir würden glauben, die Natur sei ausgestorben. Aber diese Fährten verraten uns teilweise, daß auch in der letzten Nacht Wiesel und Iltisse thätig waren und auszogen, den Schlaf zu morden, sie verraten uns, daß heute Morgen schon Mäuse und Hasen eifrig auf der Suche waren nach

kärglicher Nahrung. Etwas mehr Leben herrscht auf der beschneiten Landstraße, die unter den breiten Rädern der schweren vom Walde herabkommenden Holzwagen knirscht und unter den Kufen der lustigen Schlitten jene eigene, marmorartige Politur annimmt.

Auf der Höhe liegt ein einsamer Gasthof, eine Ausspanne, wie es ihrer vor der Eisenbahnzeit Hunderte gab in unserem Vaterlande, Gediegenheit und Behaglichkeit in sich vereinigend. Es ist jetzt halb elf Uhr, — kehren wir ein, ein Stück durchwachsener Speck und ein handfester Nordhäuser dürften nichts schaden. In der Stube ist es mehr als behaglich warm, der alte Kachelofen entwickelt jene strahlende Glut, wie sie der deutsche Landmann so liebt, und die jedes andere Menschenkind halb, wenn nicht dreiviertel krank macht. Wir ziehen uns in jene umfängliche Fensternische hinein mit ihren Seitenbänken und dem Klapptisch dazwischen, schmausen unsern Speck, schlürfen unser Nordlicht und hauchen und kratzen dabei das Eis von den Scheiben, um hinauszulugen in die weiße Winterwelt.

Es ist nicht viel zu sehen: ein Fuhrmann mit dickem, weißbereiftem Halstuch, der schon vor sechs Uhr heute Morgen aus der nächsten Kreisstadt abfuhr, und von dessen Gesicht wir nichts als die, vielleicht nur augenblicklich vom Froste, vielleicht chronisch aus andern Gründen gerötete Nasenspitze bemerken, hat seinen dampfenden, schellenklingelnden Gäulen eben die mit Hafer gefüllte Tragkrippe vorgesetzt und kommt jetzt herein zum Brühofen in die Stube. Die Luft draußen

auf dem Vorplatz ist rein, kein Mensch zeigt sich, und die Katzen sind viel zu vernünftig, um bei solcher Witterung aus ihren warmen Winkeln hervorzukommen, — nur die Pferde fressen schnurpsend ihren Hafer, schütteln die Köpfe, klingeln und verstreuen freigebig Körner umher: teils nicht gefressene, teils schon halb verdaute.

Da schwingt sich vom beschneiten Dache des Stalles nebenan ein Flug Sperlinge, untermischt mit Goldammern, zu den Schimmeln herab, um „der Sache etwas näher zu treten". Eine einzelne Krähe kommt langsam angeflogen, setzt sich auf den Giebel des Stalldaches, sieht sich vorsichtig um, schreit mit entsprechenden Verbeugungen zwei-, dreimal ihr dumpfheiseres, hungriges: Krah! Krah! schaut nochmals um sich und senkt sich gleichfalls zu den Pferden nieder. Ja, „Hunger ist der beste Koch" und, in diesem Falle, lieber Mist als Nichts.

Die Krähen sind vorsichtige Tiere, aber der bitternagende Hunger läßt sie bei anhaltendem, starkem Schneewetter doch ihre Vorsicht manchmal vergessen. Als ich Schüler war, hatte ich einen Klassengenossen, dessen Eltern ein Gut unmittelbar vor der Stadt, in der wir das Gymnasium besuchten, ihr eigen nannten. Von dem habe ich auf diesem Gut allerlei schöne Dinge gelernt, unter anderm auch eine prächtige Art, die Krähen zu foppen. Mein Freund Anton, so war der Vorname des Gutsbesitzerssohn, machte im Winter die anfangs sehr mißtrauischen schwarzen und schwarzgrauen Gesellen durch Kartoffeln, Fleischabfälle u. dergl. kirre und gewöhnte sie an den Hof. Fiel starker Schnee, so steckte

er die erwünschten Bissen in Dütchen aus dunkelblauem Papier. Nach langem Zögern entschlossen sich die Krähen daran zu gehn und da sie keine übeln Erfahrungen dabei machten, gewöhnten sie sich nach einigen Tagen an die Sache und wurden dreister. Und nun kam der Haupt-Spaß. Freund Anton that nicht nur leckere Happen in den Zipfel einiger Dütchen, er beschmierte auch ihre Innenseite oben mit Vogelleim und legte sie unter die andern. Bald kam eine Krähe, pickte ahnungslos in die Düte, und diese saß ihr als undurchsichtige Maske vor dem Gesicht. Der Vogel schien äußerst verdutzt, zuerst sprang er mit ausgerecktem Halse in die Höhe, dann drehte er sich mit halb ausgebreiteten Flügeln einige Mal rasch um sich selbst, flog darauf senkrecht mit hochgestrecktem Leib und mit ganz eigenartigen Flügelbewegungen und unter fortwährendem Drehen kirchturmhoch in die Luft, breitete die Flügel weit aus und senkte sich ohne eigene Bewegung, bloß dem Zug der Schwere folgend, langsam auf die Erde nieder, wo er mit ausgebreiteten Flügel- und Schwanzfedern regungslos liegen blieb.

Diese Erscheinung ist sehr merkwürdig und nicht bloß, wie damals für uns, höchst belustigend. Es kommt nämlich etwas ähnliches auch bei andern geblendeten, flugfähigen Tieren vor. Der berühmte englische Naturforscher, Bankier und Politiker Sir John Lubbock überstrich gefangenen Libellen die großen, zusammengesetzten Augen mit undurchsichtigem Feuerlack und ließ sie darauf fliegen. Unfehlbar erhoben sich die Tiere

jedesmal senkrecht in die Höhe. Für einen des Sehvermögens beraubten Vogel oder für ein ebenso behandeltes gutfliegendes Insekt ist gewiß der Weg nach oben der sicherste, denn auf ihm ist die Gefahr anzustoßen und sich etwa zu verletzen am geringsten. Doch will ich nicht behaupten, daß hierin der Grund jenes seltsamen Verhaltens thatsächlich zu finden sei. Die Sache kann viel tiefer liegen: es ist möglich, daß wir es mit einer unwillkürlichen Reflexerscheinung des centralen Nervensystems zu thun haben, daß die Tiere durch die Überraschung, durch das ganz Ungewohnte und Verblüffende ihrer Lage, ebenso wie Tagvögel, die man in dunkler Nacht weckt, konfus werden und dem Einflusse hypnotischer Vorgänge unterliegen.

Wunderliche Vögel sind die Krähen und zwar wunderlich in mehr als einer Beziehung. Bei uns giebt es das ganze Jahr hindurch Krähen, aber es sind im Sommer und Winter nur zum Teil dieselben Individuen. Es scheint nämlich, daß im Herbst ein Teil unserer Sommerkrähen, vielleicht die Jungen des Jahres, langsam südwestwärts zieht, während aus Nordosten neue Scharen bei uns einrücken, so daß also eine Verschiebung der Krähenrepubliken quer durch Mitteleuropa von Nordosten nach Südwesten stattfindet. Leicht zu beweisen ist es, daß zu uns in das centrale Mitteldeutschland nordöstliche Individuen übertreten. Die gemeine Krähe tritt nämlich in zwei Formen auf, die man als die westliche (Rabenkrähe, Corvus cornix) und die östliche Form (Nebelkrähe, Corvus corone) bezeichnen

kann. Die erstere ist bekanntlich durchaus schwarz, die letztere hat bloß einen schwarzen Kopf, Vorderhals sowie schwarze Flügel- und Schwanzfedern, im übrigen ist sie aschfarben. Man hat lange darüber hin- und hergestrittten, ob man es hier in der That mit zwei Formen einer Art, oder etwa mit zwei verschiedenen Arten zu thun habe, und die größeren und kleineren Fachmänner sind auch jetzt in diesem Punkte noch nicht einig. Die Elbe bildet im ganzen die Grenze der östlichen Form, doch kommen Kolonien von ihr versprengt hin und wieder in Deutschland vor. Die westliche Form dringt über die Elbe ostwärts vor, und man findet beide Formen mit einander gepaart und Junge von ihnen in allen möglichen Übergängen in einem Neste. Bei Beiden ist die Lebensweise genau die nämliche, und die von ihnen erzielten Nachkommen ergeben mit einander und mit beiden Stammrassen fruchtbare Nachkommen. Es machte mir einen wunderlichen Eindruck, als ich am 16. August 1892, dem heißesten Tag des ganzen Jahres, durch Schlesien fuhr, allenthalben auf den Feldern bloß Nebelkrähen zu sehen. Die mir daheim nur als winterliche Gäste bekannten Vogelgestalten hatten bei der im Eisenbahn-Coupé herrschenden Glut fast etwas Erfrischendes für mich.

Wenn Schnee und Kälte, d. h. eigentlich der Hunger, die Krähen zwingen, sich dem Menschen bis auf die Dächer und Plätze der großen Städte hinein zutraulich zu nähern, so behält das Verhältnis auf ihrer Seite doch immer etwas Gezwungenes, und sie beeilen sich

möglichst rasch aus demselben herauszukommen. Kaum tritt etwas wärmere Witterung ein, und kaum ist der Schnee in etwas größerem Umfange weggeschmolzen, so ziehen sie hinaus auf die Wiesen und Felder und an die Ufer der Gewässer, um mit gravitätischem Ernst dem Nahrungserwerbe obzuliegen. Ihr Speisezettel ist sehr groß und umfaßt eigentlich alles Genießbare aus dem Pflanzen- und Tierreiche, dessen sie sich Meister machen können. Ein größeres oder kleineres Aas, das der Schnee bis dahin bedeckt hatte, giebt köstliche Leckerbissen, kranke Hasen und halbverhungerte Rebhühner werden eifrig verfolgt, ja ich habe selbst gesehen, daß ihrer vier einen, von seinem Herrn abgekommenen kleinen Hund fliegend verfolgten und immer wieder auf das geängstigte Tier stießen, das vielleicht den Spaß mit seinem Leben hätte bezahlen müssen, wenn ich ihm nicht zu Hilfe gekommen wäre. Da zogen sie denn freilich ab und setzten sich in einen benachbarten Feldbaum, von dem aus sie noch lange hinter mir her schimpften.

Wie sonst schon, so zeigen sie sich dann erst recht als brillante Mausefängerinnen und sie können mit der Geduld einer Katze vor den Schlupflöchern der unliebsamen Nagetiere lauern. Ich beobachtete einmal eine Krähe, die eine Maus gefangen hatte und mit ihr, sie mit dem Schnabel am Schwanze tragend, triumphierend abflog. Das hatte aber eine andere bemerkt, sie flog der glücklicheren Schwester geräuschlos nach und stieß, als sie unmittelbar hinter ihr war, ein durchdringendes lautes „Krah“ aus. Die vordere erschrak natürlich,

ließ ihre Beute fallen, die von der neidischen Nebenbuhlerin geschickt in der Luft aufgefangen und schleunigst entführt wurde. Die Überlistete flog der Räuberin zwar schleunigst nach, aber diese, der das böse Gewissen größere Thatkraft einflößen mochte, war die schnellere, und die Bestohlene hatte das Nachsehen.

Der anerkennenswerte Eifer, mit dem die Krähen der Mäusejagd obliegen, hat für die armen Schwarz- und Grauröcke selbst oft traurige Folgen. In sog. Mäusejahren stellt der Landmann den kleinen, aber gefährlichen Feinden Gift, besonders gern mit Phosphor vermischte Leckerbissen des Mäusegeschlechts. Haben die Nager davon gefressen, so wird ihnen bald wie der Ratte in Goethes Faust: da wird ihnen zu enge in der Welt

als hätten sie Lieb, als hätten Lieb,
als hätten sie Lieb im Leibe,

sie verlassen wankend und torkelnd ihre Schlupflöcher, den Krähen eine so willkommene als leicht zu fangende Beute. Aber ach! mit der Maus verzehrt nun der Vogel, auf den der Anschlag gar nicht gemünzt war, das Gift und muß seine wackere That mit dem Leben büßen. Zu solchen Zeiten kann man tote Krähen zu Dutzenden auf den Feldern herumliegen sehen.

Die gesellige Natur der Krähen ist groß, das zeigt sich auch im Winter. Fällt die Dämmerung ein, so sehn wir sie alle in einer Richtung abziehen. Wohin? Nun, zu ihren Schlafstätten. Es ist bei ihnen ein alter Brauch, außerhalb der Liebes- und Brütezeit gemeinsam an bestimmten Stellen, meist auf einer Gruppe bei einander

stehender höherer Bäume zu übernachten. In jedem Winter suchen die bei uns gebliebenen und neu herzugezogenen Krähen, sowohl die schwarzen wie grau und schwarzen, soweit sie ein Terrain von einer gewissen Größe bewohnen, zusammen dieselben Schlafbäume auf, die möglichst in der Mitte dieses Terrains sich befinden müssen. Die Vögel entwickeln bei der allabendlichen Heimkehr zu ihren Schlafbäumen einen ausgezeichneten Zeitsinn, der weniger erstaunlich wird, wenn man sich erinnert, daß Tiere vorzügliche Naturbeobachter sind und sein müssen. Das leise Heraufkommen der Dämmerung mag ihre Uhr sein und vielleicht auch andere Vorgänge in der Natur, zu deren Wahrnehmung wir Kulturmenschen, ich will nicht sagen von Haus aus zu plump beanlagt sind, deren Verständnis wir uns vielmehr entwöhnt haben mögen.

Ich habe die Krähen bei uns auf ihren Schlafbäumen oft genug beobachtet. Gegen Sonnenuntergang kommen sie aus allen Richtungen langsam angeflogen, erst in längeren, dann in immer kürzeren, darauf wieder in längeren Zeitabständen, und die letzten Nachzügler werden mit ermunternden Zurufen seitens ihrer schon angelangten Genossen begrüßt. Unter den Versammelten findet noch eine Abendunterhaltung statt, an der sich nach und nach um so weniger von ihnen beteiligen, je dunkler die Nacht heraufkommt. Ist es völlig dunkel geworden, schweigen auch die letzten, die Vögel schlafen und nur ab und zu hört man einmal einen leisen Ton, ein unterdrücktes, murmelndes Krächzen, das unter dem

Flügel irgend eines Schläfers hervorschallt, wie aus dem Innern eines Bauchredners, — der Vogel träumt. Warum sollte ein geistig so hochstehendes Tier, wie eine Krähe es ist, nicht eben so gut träumen wie ein Hund? Freilich, — ich kann es nicht beweisen, ich kann es auch von meinem Papagei nicht beweisen, aber ich glaube es fest und bestimmt. Wenn der abends in seinem nach der Lampenseite zu verhängten Käfig mit dem Kopf unter dem Flügel schlafend sitzt, beobachte ich ihn oft. Er spricht leise im Schlaf, wie ein Mensch, man merkt es deutlich an dem Ton, mit dem er den Namen irgend eines seiner Bekannten ausspricht, ob er sich im Traum über ihn freut, oder ob er Verdruß mit ihm hat. Endlich wird er leidenschaftlich, ein lauter Schrei, er fährt zusammen, schüttelt sein Gefieder, der Kopf schnellt unter dem Flügel hervor und Papchen schaut, erwacht und in die Wirklichkeit versetzt, verdutzt um sich. Ich kann es, wie gesagt, nicht beweisen, daß der Vogel träumte, aber kein Mensch kann mir auch das Gegenteil beweisen, und, alles in allem genommen, komme ich, nach Analogien urteilend, zu dem Schlusse, daß er es, und zwar recht lebhaft that.

Bisweilen, bei uns zu Lande freilich kaum noch, wird die nächtliche Ruhe einer Krähengesellschaft gräßlich unterbrochen, wenn ein hungriger Uhu sich einen aus der Schar der schwarzen Schläfer vom Baume holt. Man kann sich vorstellen, mit welch' wütendem Geschrei der aus den schönsten Träumen von fetten Mäusen und von an allerlei schönen Abfällen reichen Düngerhaufen

jäh Geschreckte gegen die Vergewaltigung protestiert, und welch' ein Heidenlärm seine dabei geweckten, in der Dunkelheit ziemlich ratlosen Kameraden, ob dieses frechen Einbruchs vollführen.

Der Uhu holt sich nicht bloß Krähen, er ist überhaupt ein Bösewicht und die einzige unserer Eulenarten, bei der der Schaden, den sie anrichtet, den Nutzen, und zwar bei weitem, überwiegt. Nichts ist thörichter, als die kleinen Nachtraubvögel zu verfolgen und nichts ist für den Tierfreund und Naturkenner betrübender als der Anblick, den ihm, auch heutigen Tages noch, die an die Scheunenthore dickköpfiger Bauernignoranten genagelten Leichname von Eulen und Bussarden bieten. Ich bin überzeugt, viele Landleute verfahren so aus uralter, traditioneller Gewohnheit, aber thatsächlich auch aus neunmalkluger Dickköpfigkeit. Ich höre es ordentlich, wie sie sich untereinander über die Sache unterhalten: „Was wissen denn die Federfuchser, die Tintenklexer davon? Mein Vater und mein Großvater haben alles das Raubzeug an's Scheunenthor genagelt und das waren doch auch gescheite Leute und wußten, wo Bartel Most holt. In alles wollen jetzt die Stubenhocker ihre bebrillten Nasen stecken und in alles wollen sie dreinreden. Nun erst recht nicht. Jede Eule, jeder Bussard, jede Fledermaus, die ich wenigstens erwische, muß mir ans Thor!"

O stulta simplicitas, sagt der Lateiner (freilich ein bischen anders), du bist selber ein vernagelter Thor, lieber Freund!

Die Eulen leisten ganz außerordentliches im Vertilgen der Mäuse, freilich gehen sie bei ihrer nützlichen Beschäftigung nicht mit dem Verständnis des Zoologen zu Werke: für sie ist Maus Maus, jedenfalls etwas zum Fressen, sie verfahren summarisch und stellen keine langen Betrachtungen darüber an, ob sie ihre Polizei gegen Feldmäuse oder gegen nützliche Spitz- und Fledermäuse ausüben. Sie fliegen nächtlicherweile sogar in die Scheune, um die Jagd auf die kleinen Nagetiere auszuüben.

Wenn der Landmann wissen möchte, was für Freunde er an den Eulen hat, dann sollte er ihre Gewölle untersuchen. „Gewölle", frägt Hansjochem und macht ein Paar kuriose Augen, „Gewölle, was sind denn das wieder für Dinger?" Laß Dir's erzählen, mein guter Hansjochem! Die Eulen verschlucken kleinere Beutetiere, darunter freilich auch manchmal wohl ein Vögelchen, ganz, den Kopf vornweg, damit der Pelz nicht widerhaarig wird oder die Federn sich nicht sträuben, und auf daß das Verschlucken ein glattes Geschäft ist. Nun, Haare, Zähne, Federn und Schnäbel kann auch die gesegnetste Raubvogelverdauung nicht bewältigen, der Eulenmagen auch keine Knochen. Das Unverdauliche muß also wieder heraus aus dem Körper, und zwar geschieht das nicht auf dem Wege, wie die Bauernjungen die Kirschkerne loswerden, sondern durch den Mund. Wenn eine Eule während ihrer Strohwitwerschaft, nicht während der Brütezeit, sich sattgefressen oder wenigstens soviel gefressen hat, als sie zu fangen ver-

mochte, dann sucht sie sich vor Tagesanbruch auf einem bestimmten Baum einen bestimmten Ast aus, ihren Stammast gewissermaßen, auf den sie während mehrerer Wochen allmorgendlich zurückkehrt. Sie zieht ihr Gefieder an, macht sich ganz schlank, drückt sich nahe an den Stamm, der ziemlich von ihrer Farbe ist, kurz, sie versucht ihre Existenz von der Erde möglichst wegzuleugnen, damit sie Meisen und anderem naseweisen und zudringlichen Vogelgesindel nicht in die Augen fällt, und sie sich ihrem Schlummer und ihrer Verdauung ungestört hingeben kann. Nachdem der Vogel einige Stunden, — ich rede nach eigenen Beobachtungen, die ich an gefangenen Schleiereulen gemacht habe, — regungslos gesessen hat, läuft auf einmal ein Schauer über sein Gefieder, er zieht den Kopf zurück, hebt die Flügelbuge, steckt den Kopf wieder vor, die Federn an der Kehle sträuben sich, er macht eine tiefe Verbeugung, druckst gewaltsam, und dem weitgeöffneten Rachen entfällt ein graues Würstchen. Darauf schüttelt er sich, macht sich wieder glatt und verfällt in die alte, beschauliche Ruhe. Das wiederholt sich mehrmals des Tages. Jene grauen Würstchen aber sind eben die Gewölle, die sich immer in größerer Anzahl unter einem länger benutzten Schlafbaum finden und aus denen der Kundige die Gegenwart einer Eule erkennt. Merkwürdig ist die Widerstandsfähigkeit der Gewölle gegen allerlei äußere Einflüsse, — werden sie nicht vom Platzregen durchweicht, so kann es Monate dauern, bevor sie in ihre Bestandteile zerfallen.

Ein frisches Gewöllwürstchen ist mit Schleim überzogen und besteht, hat die Eule Mäuse gefressen, aus einem dichten grauen Filz, aus dem die sauber abverdauten, weißen Knöchelchen, die Kiefer, noch die Zähne enthaltend, hervorschimmern. Weniger regelmäßig sind solche Gewölle, die außer aus Knochen und Haaren, teilweise auch aus Federn bestehen, unter denen übrigens die größeren Federn fehlen, da die Eule sie entfernt, bevor sie den Vogel verschlingt. Bei der Verdauung geht also gewissermaßen im Magen ein Trennungs- oder Absiebeprozeß vor sich: zu allem Unverdaulichen sagt der Pförtner, das ist der Muskelwulst um den Eingang zum Dünndarm: halte-là, on ne passe pas, hier ist kein Weg für dich, kehrt, marsch nach oben! — So, Hansjochem, nun wirst du vielleicht erfaßt haben, was Gewölle für Dinger sind!

In Flugjahren der Maikäfer bestehen sie zur geeigneten Zeit bisweilen ganz aus den unverdaulichen Resten, den Hornpanzerstücken der braunen Lieblinge der Jugend. Übrigens sind die Eulen nicht die einzigen Vögel, die Gewölle produzieren, wir werden ihnen im Verlauf unserer Monats-Betrachtungen auch sonst noch begegnen.

Vergiftete Mäuse, die den Krähen so verhängnisvoll sind, belästigen die Eulen weiter nicht, — sobald das Gift nur im mindesten anfängt zu wirken, brechen sie die ganze Bescheerung einfach wieder aus.

Wenn die Mäuse in einem Jahre zur Herbstzeit gut geraten sind, dann haben die Eulen fette Tage und

wissen die Feste zu feiern, wie sie fallen. Bekanntlich treten Mäuseplagen stets nur in mehr oder weniger beschränkten Gebieten eines Landes auf. Das Wetter war im Frühling und Sommer nicht überall dem Geheck gleich günstig, Feuchtigkeit und Trockenheit sind nur höchst selten gleichmäßig verteilt, auch fällt nicht allenthalben die Nahrung reichlich aus. Wo aber die schädlichen Nager in Massen auftreten, da dauert es nicht lange und Eulen, besonders Waldohreulen, stellen sich in auffallender Menge ein. Es ist manchmal schwer zu begreifen, wo die Vögel auf einmal in Gegenden, in denen sie sonst nichts weniger als häufig sind, alle herkommen, — es ist fast so, als ob es einer dem anderen gesagt hätte. Bisweilen gönnen sie sich dann noch im September oder Oktober den Luxus einer zweiten Brut. „Wir haben's ja, wir können's ja!" mögen sie im Hinblick auf den Mausesegen meinen, unter solchen Umständen werden unsere Kleinen nicht verhungern und verderben."

Die Eulen sind zu dem Berufe der Mausejägerinnen ganz außerordentlich vorteilhaft beschaffen. Ihr Gefieder ist weich und ihr Flug geräuschlos. Oft flog eine zahme Schleiereule, die ich als Student zum Entsetzen meiner Wirtsfrau frei in der Stube hielt, abends unmittelbar an meinem Kopf vorbei, und ich wurde es erst gewahr, wenn der Flügelschlag des herrlichen Vogels das Licht meiner Studierlampe auslöschte. Die Sehkraft der Eulen scheint auch wundervoll an ein Nachtleben angepaßt zu sein, freilich können wir uns von ihrem Wesen keine

rechte Vorstellung machen, aber der Bau ihrer Augen spricht dafür. Ihr Gehör ist ganz erstaunlich scharf, der Eingang zum Ohr ist groß, und bei manchen Arten erhebt sich an seiner Vorderseite eine hohe, mit Federn besetzte Hautfalte, die den leisesten hinter dem Vogel erzeugten Ton auffängt. Wenn wir und viele Säugetiere, auch die feinhörigen Katzen, ein schwaches Geräusch vernehmen, müssen wir den Kopf mehrmals hin und her wenden, um uns darüber zu orientieren, aus welcher Gegend es kommt. Das braucht eine Eule nicht, und es wäre sehr unvorteilhaft für sie, wenn sie es brauchte, sie weiß sofort, wo die Schallquelle sich befindet, wirft sich ohne Zaudern in der Luft herum und fliegt gerade auf die ahnungslose Maus zu.

In manchen Wintern, wenn der Boden nicht anhaltend und dicht beschneit oder eingefroren ist, haben Krähen und Eulen gute Tage, aber es giebt unter unsern Wintervögeln einige, denen die Witterungsverhältnisse ziemlich gleichgültig sind und die unter allen Umständen ihren Schnitt zu machen wissen.

Da wäre zunächst der Hühnerhabicht, der keckste, verwegenste Strauchdieb unseres Vaterlandes, dem ist es ganz recht, wenn es kalt und schneeig ist. Dann weiß er die armen, vor Hunger halbtoten Rebhühner zu finden und freut sich der leichten Arbeit. Da ist ferner der große Würger (Lanius excubitor). Wenn der die Größe eines Uhus hätte, er wäre vielleicht der allergefährlichste Räuber. Bis zum Herbst lebt eine Würgerfamilie zusammen, aber gegen den Winter hin lösen sich die trauten

Bande, und jeder schlägt sich als Einsiedler durch die böse Jahreszeit hindurch. Dann sieht man ihn an Chausseegräben und Eisenbahnböschungen lauern auf Pfählen, Telegraphenstangen und Baumspitzen. Auch er ist ein weidgewandter Mäusefänger. Freilich so bequem ist ihm die Jagd nicht gemacht wie den Eulen, er kann nicht auf seine Beute senkrecht stoßen und sie mit den Fängen schlagen, er muß sich mit einer Schwenkung zu ihr niederlassen, faßt sie mit den Füßen, drückt sie nieder und zerschmettert ihr mit Schnabelhieben den Kopf, und frißt sie nun entweder an Ort und Stelle, oder zieht, wenn er sich nicht sicher fühlt, mit ihr ab. Eine Maus ist für ihn ein immerhin schwerer Gegenstand; ist er genötigt weiter mit ihr zu fliegen, so trägt er sie abwechselnd, bald im Schnabel, bald in den Füßen, um nicht zu ermüden. Er ist nicht etwa bloß auf Mäuse erpicht, er nimmt, was er bekommen kann und jeder kleinere Vogel ist ihm genehm. — Ist es nicht eine wunderliche Erscheinung, daß so große Vögel wie der Pirol und der Wiedehopf uns im Herbst den Rücken wenden, so kleine, zarte Wesen wie die Meisen, Zaunkönige und Goldhähnchen aber den Winter über bei uns ausharren?

Das sieht aus wie ein Widerspruch, aber die Natur kennt keine Widersprüche, alle ihre Erscheinungen sind nur die notwendigen Folgen vorausgegangener Bedingungen, worauf wir später noch einmal ausführlicher zurückkommen werden. So auch in diesem Falle; ein Vogel, der auch im Winter die geeignete Nahrung bei uns findet, bleibt, und sei er noch so klein, ein anderer, viel größerer,

kann sich in der schlechten Jahreszeit bei uns nicht ernähren und muß einstweilen, so lange sie währt, auswärts eine geeignete Unterkunft zu finden suchen, wenn er nicht verhungern will, was doch niemand gern thut — ein drittes giebt es nicht für ihn, da er nicht in einen Winterschlaf verfallen kann.

Der Mauersegler und der Zaunkönig sind beide Insektenfresser, ersterer zieht aber schon Anfang August südwärts, um erst mit Beginn des Mai wieder zu erscheinen. Warum zieht er fort, weshalb findet er nicht sein Futter, wenn es wirklich bei ihm wie beim Zaunkönig aus Insekten besteht, so gut wie dieser im Winter? Ja, freilich leben beide Vogelarten von Insekten, aber — Insekten und Insekten ist eben lange nicht allerwege das nämliche. Der Mauersegler, oder wenn du lieber willst, gütiger Leser, die Turmschwalbe, lebt ausschließlich von kleinen, hochfliegenden Kerbtieren, wie sie nur im Sommer vorhanden sind und an ihren Erwerb hin ist der Vogel wundervoll angepaßt, aber mein winziger Herzensliebling, den das Volk mit schalkhaft liebenswürdigem Humor, der im Gegensatze liegt, den König der Zäune und, um ihn als ein Vöglein des Winters so recht zu charakterisieren, den König des Winters und des Schnees genannt hat, durchschnüffelte alle Winkelchen, findet im Wurzelwerk, unter der überhängenden Erdscholle hier ein Püppchen, dort ein überwinterndes Käferchen, in den Spalten jenes Ästchens die Eier eines Schmetterlings, unter dem feuchten Laub ein Würmchen oder eine junge Nacktschnecke, im vielgeliebten Moose

ein verschlafenes Räupchen. Wohl versteht er mit klugen, hellen Äugelchen alles Freßbare, — nein, so darf man von einem König, und sei er noch so klein, nicht respektwiderig sagen, — alles Speisenswerte zu erspähen und mit spitzem Schnäbelchen zu erfassen. Aber er nascht wohl auch ein Beerlein, für seine Körperverhältnisse so groß, wie für uns ein Kürbis, und versteht geschickt ein Samenkörnchen aus verdorrter Hülse herauszuklauben. Und wie sie fidel ist, die kleine Majestät! Für Seine allerhöchste Herrschaft scheint der Begriff Wetter gar nicht vorhanden zu sein; wenn es regnet und Rotkehlchen, Finken, selbst die Spatzen melancholisch den Schnabel halten, Hans in allen Hecken ist obenauf und huscht mäuseartig durch das nasse Gestrüpp. Mitten im Januar, wenn nur ein Sonnenblick herabschielt, sitzt er, sich munter hin und her wendend, mit halb gesenkten Flügelchen und mit dem hochgehobenen Schwänzchen wippend auf einem Zweigelein gleich oberhalb eines Eiszapfens und giebt sein wirklich allerliebstes kleines Lied zum besten. Sollten wir ihm nicht von Herzen dankbar sein, hat seine bescheidene, musikalische Leistung mitten in Eis und Schnee nicht doppelten und dreifachen Anspruch auf unsere freudige Anerkennung? Der Zaunkönig singt des Gesanges wegen und um der freudigen Fröhlichkeit seines winzigen Herzens Ausdruck zu geben, — hat sein Gedicht nicht höheren innern, ich möchte sagen, moralischern Wert als das wollüstige Lied der verbuhlten Nachtigall, die dann nur zu singen versteht, wenn die Wogen ihres verliebten Blutes am höchsten

gehen? Und wie zutraulich das kleine Kerlchen ist, bis auf zehn Schritt Entfernung läßt es uns herankommen, wird ihm aber unsere Annäherung doch etwas bedenklich, husch, ist es im Graben verschwunden, — in die dichte Hecke, zwischen die überhängenden Erdschollen, unter das Brückchen, wer kann es sagen? Das Vögelchen hat eine Tarnkappe und macht sich unsichtbar nach Wunsch. Wer einem Zaunkönig etwas zuleide thun kann, ist ein ganz schlechter Kerl!

Ebenso lustig, ebenso munter mitten in Kälte, Eis und Schnee ist der Herr Vetter des Winterkönigs, — der treffliche Wasserstar. Was schiert es ihn, ob 20 Grad Wärme oder 20 Grad Kälte sind? Wenn nur sein rasch fließendes, über Felsstück sich überpolterndes Bächlein oder Flüßlein offene Stellen genug behält, damit er sich in das Wasser stürzen kann, sich Insektenlarven, sei es meinetwegen auch ein kleiner Fisch oder jugendlicher Krebs, zu erhaschen.

Aber jetzt laßt mich, Freunde, des allerfröhlichsten Wintervogels, des Kreuzschnabels, gedenken. Wohl hat er guten Grund, von ganzem Herzen fröhlich zu sein. Lebt er nicht jetzt, mitten im Winter, in seinen Flitterwochen?

Die Kiefernsamen sind heuer in unsern Wäldern besonders gut geraten, wir haben ein „Samenjahr", wie die Forstleute sagen, und schon im Spätherbst trafen große Scharen der merkwürdigen Vögel ein, wie aus der Erde gewachsen. Wo kamen sie her? Niemand weiß es. Vielleicht können Jahre vergehen, und wir

sehen hin und wieder kaum einmal einen wieder. Wo sind sie hin? Nur Helios vermag's zu sagen, der alles Irdische bescheint. Sie sind Zigeuner, ihr oberster Wahlspruch ist: ubi bene, ibi patria, — „unsere Vaterlandsliebe sitzt im Magen" und sie verfahren genau so, wie die Waldohreulen in den Mäusejahren: die reichliche Nahrung macht ihnen Mut, mitten unter Eis und Schnee ihren Haushalt zu etablieren. Auch ihnen ist Frost und Kälte gleichgültig: ein voller Magen ist ihnen der beste Pelz. Freilich ihr Nestchen machen sie sorgsamer und dichter als dann, wenn sie etwa, wie gelegentlich auch geschieht, im Sommer brüten, vor allen Dingen überdecken sie es mit einer Kuppel, damit es nicht ins Wochenbett und Wiege schneit. —

Chaque chien a son jour — „jeder Hund hat seinen Tag" — sagen die Franzosen, und jeder Vogel auch. Die Vögel wissen sich mit ihrer Lebensweise prächtig in die Umstände zu schicken, aus allen Verhältnissen ihren größeren oder kleineren Vorteil zu ziehen, — die meisten im Frühling und Sommer, viele im Herbst, einige aber doch auch im Winter. —

Nicht in jedem Winter zeigt der Januar sein grimmiges Gesicht, in den letzten Jahrzehnten sogar nur ausnahmsweise und in der Regel hat er Tage, an denen die Gewässer eis- und der Boden frostfrei sind. Dann findet man, bei bescheidenen Ansprüchen, immer einige Erscheinungen im heimischen Tierleben, die der Besprechung wohl wert sind und vielleicht umso mehr, weil die wenigsten Menschen eine Ahnung von ihrem

Vorhandensein haben. — Heuer war bis zum 10. des Monats große Kälte, dann trat Tauwetter ein, und heute ist es so warm, wie sonst an einem schönen Märztage. An der Nordseite der Heerstraße, der Ausspanne wo wir anfangs des Monats an einem der kältesten Vormittage frühstückten, gegenüber, liegt ein ansehnliches Feldgehölz. Es enthält nur wenig hohe, vereinzelt stehende, knorrige, von Wind und Wetter zerzauste Eichen, an deren dunklen Zackenästen teilweise noch das vorjährige, braungelbe Laub hängt und leise im Luftzug raschelt. Mittelhohe, schlanke, silberige Birken und hellgraue Schwarzpappeln, hie und da einige wilde Birn- und Äpfelbäume ragen aus dem dichten Unterholz von Haselstauden und von allerlei aus alten Wurzelstöcken nachwachsendem Gestrüpp, untermischt an freieren Stellen mit den Büschen der Wildrosen und Schlehen. Der Waldesrand ist von der Straße durch einen tiefen Graben getrennt, in dem das modernde Laub in großer Menge liegt. Die Böschung des Grabens ist gegen den kalten Nordwind abgeschlossen und geschützt und breitet sich den bald reichlicheren, bald spärlicheren, bald mehr, bald weniger wärmenden mittägigen Sonnenstrahlen entgegen. Der ganze Graben ist vielleicht 60 Schritt lang, 2 Schritt breit, und das Laub liegt an den tiefsten Stellen kaum 3 Fuß hoch in ihm, aber er birgt nicht tausende, nein — hunderttausende, vielleicht Millionen von Tieren, nicht etwa kleine, die sich dem menschlichen Auge entziehen, sondern recht wohl sichtbare, manche von ziemlich stattlicher Größe, in seinem Schoße.

Sommerliche Bewohner des Hölzchens gesellten sich im Herbst in großer Zahl zu den ursprünglichen Insassen des feuchten Laubes, um Seite an Seite mit ihnen den langen, bangen Winter erstarrt und scheinbar dem Leben entrückt zu überdauern.

Auf irgend einer Stufe ihrer Entwickelung muß eine jede unserer Tierarten über den Winter, über den Hunger und über die Kälte in der Heimat selbst hinwegzukommen wissen, wenn ihr nicht, wie den Zugvögeln, die Fähigkeit verliehen ward, den mißlichen Umständen rechtzeitig aus dem Wege zu gehen. Zum Teil schlagen sie sich jetzt in ausgebildetem Zustande mehr oder weniger munter und thätig oder mehr und weniger kümmerlich und hungerleiderisch durch und suchen sich bescheidene Zahn- und Schnabelweide teilweise in Dingen, denen sie in guten Tagen verächtlich den Rücken kehren. Not lehrt nicht bloß beten. Not lehrt auch mit schmalen Bissen und schlechter Kost vorlieb nehmen. Aber fast ausschließlich sog. warmblütige oder besser gleichwarme Tiere, das heißt Tiere, die einen bedeutenden Grad von Eigenwärme entwickeln und deren Bluttemperatur unabhängig ist von der Temperatur der sie umgebenden Luft oder des umgebenden Wassers, vermögen in voller Thätigkeit aller Organe über den Winter hinwegzukommen. Kaltblütige, richtiger wechselwarme Geschöpfe hingegen verfallen, wenn die Temperatur der Umgebung bis auf einen gewissen Grad gesunken ist, in Erstarrung; ihre Eigenwärme ist nicht mächtig und selbständig genug, den äußeren klimatischen Einflüssen Widerstand zu leisten.

Gleichwarme Tiere sind bloß die Säugetiere und die Vögel, alle anderen sind wechselwarme. Doch ist das Gesetz, das den Winterschlaf regelt, nun nicht ein derartig durchgehendes, daß die ersteren bei stark herabgesetzter Temperatur samt und sonders völlig munter und lebensthätig bleiben, die anderen aber alle in Lethargie versinken müßten, — nein, Mutter Natur ist keine Konsequenzenreiterin. Wenn es die Umstände erfordern, verfallen auch Säugetiere, wie alle unsere Fledermäuse, der Igel und verschiedene unserer Nager in den Zustand der Bewußlosigkeit und des fast völlig unterbrochenen Stoffwechsels, während ausgesprochene wechselwarme Tiere, wie z. B. eine Anzahl Fische unseres Heimatlandes auch in eiskaltem Wasser im Winter ihre volle Lebensthätigkeit bewahren, ja sogar die stärksten Beweise derselben zu geben im stande sind, indem sie sich in dieser Jahreszeit fortpflanzen.

In allen Tierklassen finden sich Winterschläfer, nur in der der Vögel nicht. Wenn wir jene Blättermassen im Graben dort noch so gründlich untersuchen und diese Untersuchungen jahrelang wiederholen wollten, wir würden nie und nimmer auf einen Vogel, auch auf keine Fledermaus und keinen Nager, vielleicht einmal auf einen in den tiefsten Laubschichten eingegrabenen Igel stoßen. Auf die Anwesenheit einer Eidechse oder Blindschleiche, vielleicht bei besonders gutem Glücke einer Haselotter wäre eher zu rechnen, die Gegenwart von einigen Amphibien, besonders von einem oder mehreren Laubfröschen, wäre sogar höchst

wahrscheinlich. Ich habe auch einmal unter einem großen, unter modernden Blättern vergrabenem Stein eine Gesellschaft überwinternder Molche (Triton taeniatus) mindestens 300 Schritt weit von der nächsten Lache gefunden. Vor allem aber würden wir staunen über die große Menge niederer Tiere, namentlich in den untersten Lagen der modernden Pflanzenmasse und zwar da, wo dieselbe sich in Humus zersetzt.

Schnecken, und zwar von verschiedenen Arten, gehäusetragende sowohl wie nackte, würden wir zahlreich antreffen. Die nackten liegen, auf ein Minimum zusammengezogen, in einer etwas mit Schleim ausgekleideten Höhle der humusreichen Erde, die Gehäuseschnecken, so tief wie möglich in ihrer Kalkburg versteckt, häufig etwas mehr oberflächlich, zwischen Blättern. Die Tiere graben sich mittels des Vorderendes ihrer Gleitfläche, des sog. Fußes, verhältnismäßig rasch ein und die beschalten schließen die Mündung ihres Hauses mit einem Deckel. Bei den allermeisten einheimischen Arten ist der Deckel nichts als verhärteter Schleim, bei der großen Weinbergschnecke ist diesem Schleim aber kohlensaurer Kalk beigemischt, entsprechend der weiten Schalenöffnung. Fällt die Temperatur in den Schlupfwinkeln der Schnecken bedeutend, so ziehen sie sich noch tiefer in ihre Schale zurück und sondern einen zweiten, unter Umständen sogar einen dritten, glasig durchscheinenden, aber stets, auch bei der Weinbergschnecke, nur aus Schleim bestehenden Verschluß ab. Es ist experimentell nachgewiesen, daß nicht eingedeckelte Schnecken sehr leicht, ein-

gedeckelte hingegen in freier Luft, also den schützenden Winterquartieren entzogen, noch bei — 15° C. nicht eingehen. Nach Experimenten von Raoul Pictet können Gehäuseschnecken tagelang eine Temperatur von — 11 bis 12° C. ohne Schaden ertragen, wenn nur das Gehäuse selbst völlig unverletzt ist. Ist das nicht der Fall; so sterben sie schon bei viel geringerer Kälte in kurzer Zeit. Eine bemerkenswerte Thatsache ist es, daß die Tiere sich, wahrscheinlich durch Vererbung, daran gewöhnt haben, sich mit dem Prozeß des Verschließens mehr nach der Jahreszeit als gerade nach der Temperatur zu richten. Gaspard fand, daß sich die Weinbergschnecke im Oktober bei + 5° R. ebenso gut wie bei + 20° R. eindeckelte. Ähnlich wird in manchen Geschäftskontoren verfahren, wo man sich mit Beginn und Ende des Einheizens mehr nach dem Datum, als gerade nach dem Bedürfnis richtet.

Unter günstigen, warmen Verhältnissen gefangen gehaltene und gut gefütterte große Schnecken, die mehrere Winter künstlich vom Winterschlaf abgehalten wurden, magerten ab und gingen ein. Daraus ergiebt sich, daß für sie dieser Winterschlaf nicht nur ein Schutzmittel gegen die Kälte und gegen die übrigen unmittelbaren und mittelbaren Unbillen der Jahreszeit, sondern auch sonst eine für die Ökonomie des Tieres notwendige physiologische Bedingung bildet. Im allgemeinen gilt, daß die Schnecken sich nach den ersten Herbstfrosten zurückziehen und im Frühling, Ende März, im April, ja bisweilen erst anfang Mai zu neuer Thätigkeit wieder

erwachen, je nachdem die Witterung sich anläßt, namentlich je nachdem der erste warme Regen des Lenzes sich einstellt.

Nicht alle unsere Landschnecken brauchen sich, wenn sie ihre Winterquartiere beziehen, jedesmal einen neuen Deckel zu verfertigen, manche, in Mitteldeutschland allerdings nur wenige und seltene Arten, tragen zeitlebens ein solches Gebilde mit sich herum. Unter unseren Süßwasserschnecken sind solche Formen häufiger. Dieser Deckel ist mehr oder weniger rund und entspricht in der Gestaltung seines Randes genau der der Innenwand der Öffnung des Gehäuses. Er liegt auf dem Rücken der Schnecke nach dessen Ende zu. Verkriecht sich das Tier, so zieht es erst das Vorder-, dann das Hinterende in sein Haus ein, und der Deckel legt sich dann als genau passender Verschluß vor dessen Eingang. Er ist rein hornig oder seiner hornigen Masse ist eine so große Menge von kohlensaurem Kalk beigemischt, daß jene fast verschwindet und nur auf der Oberseite als bräunlicher Überzug deutlich wird. Die Außenfläche des Deckels ist mit Furchen, entweder in Gestalt konzentrischer Ringe oder einer (sog. logarithmischen) rechtsgewundene Spirale verziert.

Vielleicht würden wir in der Tiefe jener Laubmasse ein oder das andere Exemplar einer „zierlichen Kreismundschnecke" (Cyclostoma elegans) finden, die hin und wieder in sporadischer Verteilung in Deutschland vorkommt, ein kegelig eiförmiges, 1,5 cm hohes, durch feine erhabene Linien zierlich gegittertes Gehäuse

von gelblichbrauner oder violettgrauer Farbe und einen mit einer Spiralzeichnung versehenen Kalkdeckel hat. Auch die leeren und deckellosen Gehäuse der Zwerghornschnecke (Acicula lineata oder fusca) könnten wir möglicherweise antreffen, freilich höchst wahrscheinlich ohne Tier, das sehr versteckt unterirdisch lebt und nur gelegentlich einmal einzeln durch einen grabenden Maulwurf oder in größerer Zahl bei einer stark die Uferwände zerreißenden Überschwemmung unfreiwillig an das Tageslicht gelangt. Viel größer ist die Möglichkeit, bei Durchmusterung des Laubschatzes auf überwinternde Exemplare einer oder der andern Art der allerliebsten Spindelschnecken (Clausilia) zu stoßen, die hohe spindelförmige, fein der Länge nach gestriegelte Gehäuse, mit eng aneinanderschließenden Windungen und einer durch vorspringende Falten verengten Mündung. Auch diese Tierchen haben zeitlebens einen sehr eigenartigen Deckel, der nicht mit dem Körper verbunden ist, sondern als ein kalkiges Plättchen mit federndem, dünnen Stiele an der Innenseite der Schale oben tief drinnen im Grunde der ersten Windung befestigt ist, und den Zugang zum Gehäuse, nachdem sich das Tier zurückgezogen hat, genau abschließt.

Wäre uns bei unserer Sucherei Fortuna besonders günstig gesinnt, dann könnten wir deckellose Schnecken finden, die, sehr im Gegensatz zu ihren Verwandten, nicht in lethargischem Zustande, sondern gerade jetzt in der vollen Kraft ihres Lebens wären. Dort jene feuchte Stelle des Grabens, wo zwischen den Blättern

Moosrasen sich bemerklich machen, wäre zuerst auf die Gegenwart der seltenen und seltsamen Tiere zu untersuchen. Daudebardia heißt die Gattung nach dem französischen Naturforscher d'Audebard. Die Tiere sind nur klein, von weißlicher Farbe, mit einer sehr dünnen napfförmig, weit geöffneten Schale, in die sie ihren Körper nicht zurückzuziehen vermögen. Sie kriechen langsam herum und spüren nach Beute; sie sind fleischfressende Raubtiere, die ihre in Winterschlaf verfallenen, wehrlosen, zu fliehen unfähigen Mitgeschöpfe überrumpeln und verzehren.

Ungemein reich würde unsere Ausbeute aus dem Blättermeere jenes Grabens an Kerbtieren, besonders an Käfern aus den Gruppen der Lauf- und Raubkäfer ausfallen. Der stattliche Lederlaufkäfer (Procrustes coriaceus), der wunderliche Schaufler (Cychrus rostratus), der Maikäfer vertilgende Goldschmied (Carabus auratus) und verschiedene seiner Genossen dürften uns in die Hände fallen.

Am besten wäre es, wir ließen uns etliche Säcke des Laubes der tieferen Blattschichten und des werdenden Humus nach Hause schaffen und brächten ihren Inhalt partieenweise in die warme Stube auf einen großen, mit weißer Leinwand bedeckten Tisch. Wir würden bald alle Hände voll zu thun haben, die aus ihrer Winterruhe durch die ungewohnte Wärme zum Leben zurückerweckten Tiere einzufangen und hätten nicht Augen genug zu beobachten und Finger genug zuzugreifen. Wer Insekten sammelt, dem ist diese Methode

dringend anzuempfehlen, und es ist ihm weiter anzuempfehlen, Waldmoos und die unter ihm befindliche Erde auf etwa handtief, besonders um größere, einzeln stehende Bäume herum ab- und auszuheben und zu Hause gründlich zu durchsuchen, am besten zu durchsieben. Es lohnt! —

Doch zu lange schon hat uns das Feldhölzchen mit seinem Graben aufgehalten, wir sagen ihm für diesmal Lebewohl! und denken es in einem halben Jahr, zur Zeit der Heumahd, wieder zu besuchen. —

Etwa ein paar hundert Schritt abwärts bemerken wir auf der andern Seite der Chaussee das eisfreie Wasser eines kleinen, von abgestorbenem Rohre eingefaßten und von alten verkrüppelten, hohlen Kopfweiden umgebenen Teiches. Hier werden wir das winterliche Tierleben von einer andern Seite kennen lernen.

Zunächst den Weiden einen Besuch abgestattet. Unter ihrer lockeren Rinde und in dem verwesenden Mulm ihrer Höhlen werden wir nicht vergebens nach Winterschläfern suchen, aber im ganzen andere wie im faulenden Laube des Grabens finden. Auch hier überwiegen die Käfer: schöne, kleine, in der Wärme sehr lebhafte, gelblich und bräunlich gefärbte Laufkäferchen von zierlicher Gestalt mit schlanken Beinen (Bembidium), dazwischen ein etwas größerer schwarzer, mit roten Achselflecken (Cimindis humeralis) und ein sehr ähnlich gefärbter, aber nur halb so großer Schmied oder Schnellkäfer (Adrastes axillaris), daneben noch ein stattlicherer,

einfach schwarzer Angehöriger derselben Sippe (Athous niger) überwintern hier.

Die Schnellkäfer (Elateridae) zeichnen sich durch eine wunderliche Eigenschaft, die uns als Knaben weidlich ergötzte, und der ich noch jetzt nicht gleichgültig gegenüberstehe, vor allen anderen Käfern und vor allen anderen Insekten aus. Nämlich nicht sowohl durch ihre Sprünge, denn die machen viele andere Kerbtiere auch, sondern durch die Weise, auf die sie die Sprünge ausführen, und die eine der originellsten bei Tieren vorkommenden Bewegungsarten genannt werden darf.

Nehmen wir an, wir hätten einen größeren Schnellkäfer im Winterquartier aufgefunden. Wir holen ihn aus seinem Schlupfwinkel hervor und legen ihn mit dem Rücken nach unten auf die Fläche unserer linken Hand, um ihn mit Muße zu betrachten.

Er ist ein Bild tiefster Ruhe und nichtsahnender Bewußtlosigkeit. Seine Körpergestalt ist elegant, ein langgestrecktes, hinten ziemlich spitz zulaufendes Oval, sein Rücken abgeflacht, und das Halsschild auf der Oberseite kissenartig gewölbt. Die fünf unverwachsenen Bauchringe sind nicht flach oder einfach gewölbt, sondern in der Mitte dachartig gebogen. Am merkwürdigsten erscheint die Brustregion. Der Leib eines jeden ausgebildeten Insekts besteht aus drei Regionen: dem Kopf, der Brust und dem Hinterleib. Die Brust setzt sich aus drei Ringen: der Vorder-, Mittel- und Hinterbrust zusammen, die die drei unteren Gliedmaßenpaare, die Beine tragen. Mittel- und Hinterbrust tragen ur-

sprünglich auch je ein oberes Gliedmaßenpaar die Flügel, die sehr verschieden entwickelt sein und völlig oder in dem hinteren Paare fehlen können.

Bei unserm Schnellkäfer und bei den Käfern überhaupt, auch bei Wanzen, Heuschrecken, Grillen, Schaben, Ohrwürmern u. s. w. ist das vordere Flügelpaar in weit höherem Grade hornartig, nicht faltbar, während das hintere glasig, dünn, zart, von Adern durchzogen und gestützt erscheint und meist faltbar ist. In solchen Fällen nennt man die Vorderflügel die Flügeldecken, die wesentlich zum Schutze der Hinterflügel und des Hinterleibes dienen und sich nur selten an der Ausführung der Flugbewegung wesentlich beteiligen.

Die merkwürdigsten Verhältnisse bei dem Schmied auf unserer Hand, der alle Beine angezogen und seine gesägten Fühler an den Seiten nach hinten geklappt hat, zeigt die Vorderbrust, deren Oberseite man als Halsschild bezeichnet. Während sonst die einzelnen Körperringe bei den Elateriden sehr fest und starr verbunden zu sein pflegen, ist die Verbindung zwischen Vorder- und Mittelbrust eine sehr lose, stark bewegliche, und wir sehen, wie die erstere nach hinten in der Mitte in einen scharfen Dorn ausgezogen ist. Die Mittelbrust hat vorn gleichfalls in der Mitte eine Aushöhlung oder Kerbe, in die jener Dorn paßt und in der er bei dem ruhenden Tier auch liegt.

Nun wollen wir unsern Freund einmal erwecken. Wir fangen ein Teilchen der spärlichen Strahlen der uns bescheinenden Wintersonne mit unserer Lupe auf

und bringen den Käfer in den Fokus des Lichtkegels. Es dauert nicht lange, so verspürt das Tierchen die wohlthuende Wärme, immer lebhafter zappeln seine Beine, immer mehr ermuntert es sich, jetzt sucht es durch einseitiges Stemmen mit den Füßen aus der unbequemen Rückenlage zu kommen, — vergeblich! Doch jetzt, da sieh, — es knickt sich zusammen, so daß die Mittellinie seiner Vorderbrust zu der seiner Mittelbrust einen fast rechten Winkel bildet, das Halsschild und das Hinterende des Hinterleibes ruhen allein noch auf meiner Hand, so daß man unter dem Körper wegsehen kann. Selbstverständlich ist bei diesem Manöver der Stachel aus dem kerbenartigen Ausschnitte der Mittelbrust gehoben worden und ruht mit seiner Spitze auf ihrem Rande. Jetzt drückt der Käfer plötzlich mit großer Kraft den ganzen Körper auf meine Handfläche nieder, dabei springt der Bruststachel vom Vorderrande der Mittelbrust mit bedeutender, mit einem deutlich wahrnehmbaren, knipsenden Geräusch verbundenen Gewalt ab und schnellt in den Kerbenausschnitt hinein. Dadurch erfolgt ein starker Stoß gegen die Fläche, auf welcher der Käfer ruht, und die nur wenig nachgeben kann, also notwendig einen Rückstoß veranlassen muß, der kräftig genug ist, das Tier in die Höhe zu prellen. Während der Schmied in der Luft sich befindet, gelingt es ihm meist, wenn auch nicht immer, sich umzudrehen und beim Fallen auf die Beine zu kommen. Gelang es ihm nicht, nun, so wiederholt er das Experiment, bis es ihm glückt.

Wenn man aber die Schnellkäfer nach jedem ausgeführten Luftsprunge immer wieder auf den Rücken legt, so ermüden sie schließlich, ergeben sich in ihr Schicksal und stellen sich tot, wie man sagt, d. h. es überkommt sie ein hypnotischer Zustand der Bewußtlosigkeit.

Legt man einen solchen Käfer mit dem Rücken nach unten auf eine nachgiebige Unterlage, etwa auf ein sehr schlaff gespanntes Tuch, dann kann er nicht hüpfen, weil der Rückstoß nicht die nötige Kraft entwickelt. Ebensowenig würde er springen können, wenn wir grausam genug wären, ihm die Spitze des Bruststachels abzuschneiden, was übrigens kaum schmerzhaft für ihn sein könnte, denn sie besteht aus nichts als aus der härtesten Hornsubstanz und ist gewiß allen Empfindungsvermögens bar.

In den Tropen giebt es sehr große, mehrere Zoll lange Arten von Schnellkäfern. Es wäre unrichtig, annehmen zu wollen, daß ein solches Tier um so höhere Sätze im Verhältnis machen könne, je größer es sei. Das ist nicht der Fall, denn seine Körperlast wächst mit der Zunahme der Körpergröße in einem anderen, stärkeren Verhältnis als seine Muskelkraft. Abgesehen hiervon sprechen auch noch andere Umstände mit: die Körpergestalt, der Umfang der Vorderbrust, in der die Springmuskeln liegen, und der um so ansehnlicher wird, je kräftiger und größer diese Muskeln sind, ferner die Länge des Bruststachels u. s. w.

In derselben hohlen Weide treffen wir noch andere Käfer mit Springvermögen, das aber auf ganz anderen,

bei sehr vielen Insekten, nämlich bei verschiedenen sonstigen Käferformen, bei Heuschrecken, Cikaden, Flöhen, einigen Fliegen und Schlupfwespen, in der Organisation liegenden Voraussetzungen beruht: auf verdickten Schenkeln und Verlängerungen des hinteren Beinpaares.

Die hier in Betracht kommenden Käferchen sind kleine, eirunde Tiere, metallisch blau von Farbe mit grünlichem und rötlichem Goldglanze. Sie gehören zu den sog. Blattkäfern (Chrysomelidae) und diese hier zu den Springern (Haltica), zu denen auch die berüchtigten Erdflöhe gehören. Wir können die Art, die wir jetzt in der hohlen Weide angetroffen haben, den ganzen Sommer über auch auf der Unterseite ihrer Blätter in oft großen Mengen finden.

Wollten wir den Baum oder einige seiner Nachbarn genauer untersuchen, so würden wir höchstwahrscheinlich in einem oder dem anderen eine überwinternde Wespe oder Hummel finden. Von diesen Tieren überwintern bloß befruchtete Weibchen, die im nächsten Frühjahr die Begründerinnen neuer Kolonien werden; eigentlich ließe sich sagen: die Eier der Hummeln und Wespen überwintern, aber nicht im freien Zustande, sondern in der Mutter. Bei den Bienen und Ameisen überwintern Eier, Larven auf verschiedenen Stufen der Entwickelung, Puppen, befruchtete und fortpflanzungsunfähige Weibchen oder sog. Arbeiterinnen. So brauchen die Gemeinwesen dieser Tiere nicht wie die der Hummeln und Wespen in jedem Lenze neu gegründet zu werden, sie dauern mehrere, unter Umständen viele Jahre aus.

Es scheinen übrigens von vielen Insekten bloß die befruchteten Weibchen zu überwintern, z. B. auch von unserer gemeinen Stubenfliege, und wer über seine Stubengenossin, seine „Winterfliege", alle Hände hält, sich ihrer Gegenwart beim Mittagstisch oder beim Abendbrote beim Scheine der behaglich brennenden Lampe freut und in dem kleinen Gast eine verkörperte Erinnerung an den vergangenen Sommer schätzt, weiß nicht, welche Schlange er am Busen hegt: ihre auf Hunderte angewachsene Nachkommenschaft wird die gastfreien Leutchen und den gütigen Herrn im August halb zur Verzweiflung bringen! Ja, so eine Winterfliege ist ein zweischneidiges Schwert, aber — ich will es nur verraten, — ich suche mir auch jedes Jahr eine oder die andere zu halten und lasse es auf die verteufelten Plagegeister des Hochsommers ankommen, es brauchen ja nicht die Ururenkelinnen gerade meiner Winterfliege zu sein!

Würden wir die Rindenspalten und Winter-Knospen der alten Weiden und der Bäume drüben im Feldhölzchen einer gründlichen Durchforschung unterwerfen, so würden wir nicht wenig Insekteneier, in jenen Spalten auch Puppen, in diesen Knospen auch Räupchen und andere Larven antreffen.

Da wird es nun freilich klar, was die zahlreichen Meisen um uns her auf den Bäumen treiben. „Zit, zit", locken sie einander, bald feiner, bald gröber, denn es sind ihrer verschiedene Arten und von verschiedener Größe, die sich zusammengethan haben. Es bleibt

der Kohlmeisenhahn einen Augenblick im Sonnenscheine sitzen, Frühlingsgefühle kommen vorzeitig über ihn und er ruft seinem Siechen: „Sitz ich hier, sitz ich hier", oder, selbst doch etwas bedenklich „'s ist zu früh, 's ist zu früh". Hier turnt eine Blaumeise an den Ästchen herum, sie nimmt dabei die wunderlichsten, aber immer graziösen Stellungen an, macht die schwierigste Bauchwelle, als ob es nichts wäre, und ist immer geschäftig. Etwas höher in den Zweigen schallt das „zit, zit" besonders fein, dort tummelt sich ein Trüppchen der zierlichsten aller Meisen, der unvergleichlichen Schwanzmeisen, die, wenn sie sich auch der streichenden Schar der anderen anschließen, doch nur in einem lockeren Verbande mit ihr stehen und sich immer enger zu einander halten.

Den Nutzen, den die Meisen durch Vertilgung schädlicher Insekten dem Landwirte, Forstmann und Gärtner gewähren, — wenn sie auch nicht an die in mehrere Ringel übereinander um sein Anstehen der Obstbäume gelegten und hier überwinternden Eier des so sehr nachteiligen Ringelspinners gehen, die ihnen denn doch zu hart sind, — ist ungeheuer, aber ebenso groß ist der Schaden, den sie durch unparteiische Vernichtung auch der seltensten Sachen dem sammelnden Entomologen zufügen, — freilich seine Klagen will niemand hören, sein Recht niemand anerkennen!

Begieb dich jetzt zum Teiche selbst, armer Entomologe, dort sind Winterquartiere, die den Meisen nicht zugänglich sind und die gerade von sonst schwer zu erlangenden Insektenformen aufgesucht werden. Das sind

die dürren hohlen Stoppeln, die stehen blieben, als man im vorigen Herbst das Rohr schnitt. Hier habe ich neben anderen Rohrinsekten seltene Käfer gefunden: den seltsamen, fast halbkuglich, gewölbten, strohgelben, auf den Flügeldecken goldig-grün gezeichneten Grundlaufkäfer (Omophron limbatum), der in unserer Käferwelt ganz vereinzelt steht, — ferner den am Körper stahlblauen Zahndornläufer (Odacantha melanura) mit seinem schmalen, walzigen Halsschilde, seinen rostroten, flachen, hinten abgestutzten Flügeldecken und seinen braungelben Beinen.

In der Erde versteckt zwischen dem Schilfe überwintern die Raupen von Rohreulen (aus der Gattung Leucania), die nach den Untersuchungen eines Franzosen, L. Cuénot, ganz außerordentlich widerstandsfähig gegen Kälte sind. Sie waren knüppelhart gefroren, so daß man sie in Stücke zerbrechen konnte, die unverletzt gelassenen verpuppten sich nach Eintritt der wärmeren Jahreszeit und gaben ganz normale Schmetterlinge. Es ist teilweise geradezu unglaublich, was Schmetterlingsraupen, aber nur von solchen Arten, die an das Überwintern angepaßt sind, aushalten können. Raupen des Weinzünzlers hat man sechsmal hinter einander ganz hart und steif frieren lassen, und im nächsten Frühjahre erwachten sie so lustig, wie sie nur je vorher gewesen waren. Die Raupen des Pflaumenspinners (Odonestis pruni) überwintern halbwüchsig ganz frei und offen an feine Zweigelchen ihrer Futterpflanzen angeklammert. Auch frei überwinternde Puppen werden

von eine Kälte von mehr als — 20° C. nicht im mindesten angegriffen, und die Eier mancher Spinner scheinen durch Kälte überhaupt nicht vernichtet werden zu können. —

Der Entomologe kann auch mitten im Winter, wenn nur der Schnee nicht gar zu hoch liegt, und die Kälte nicht gar zu groß ist, seine erfreulichen Ernten halten und der Jäger auch. Freilich das Wildbret ist jetzt im allgemeinen nicht besonders, in einem milden Januar ist es mit den Hasen schon vorbei, die Hirsche füttert man, aber schießt sie nicht, allenfalls brennt man einer Wildsau oder einem Rehbock eins aufs Fell. Jetzt ist es aber an der Zeit, die Pelztiere zu pürschen: Fuchs, Marder, Fischotter, Eichhörnchen sitzen jetzt am wärmsten darinnen. Wenn es nachts nicht friert, verläßt Onkel Grimmbart, der Dachs, seine Einsiedelei, um einmal einen Trunk zu thun, nach einer saftigen Wurzel zu „stechen" und eine Handvoll Eicheln oder Buchheckern zu knabbern.

Bei manchen unserer einheimischen Tiere stellt sich im Januar bereits die Zeit der jungen Liebe ein. Der Eber treibt die Sauen und ficht fürchterliche Zweikämpfe mit Nebenbuhlern aus, der Baummarder zieht nachts auf die Suche nach einem Liebchen, aber keiner geht auf lustigeren Freiersfüßen als Freund Kreuzschnabel.

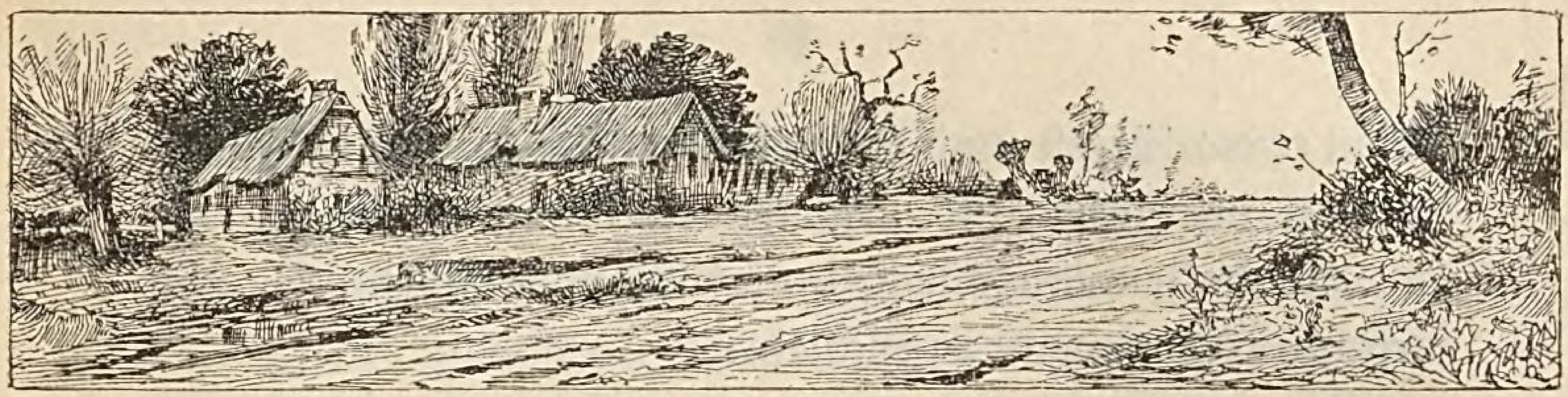
Der ist, wie wir schon sahen, ein praktischer Bursche und denkt sich „hab' ich nur erst die Pfarre, krieg ich auch bald die Knarre", — wenn er nur für sich und seine Familie genügendes Futter hat, wenn nur der Samen

der Nadelhölzer gut geraten ist, dann frägt er den Kuckuck danach, ob's Winter oder Frühling ist, und pfeift auf alles Eis und auf allen Schnee.

Auch die Wasseramsel brütet schon hin und wieder, sie ist ja gleichfalls ziemlich unabhängig von der Jahreszeit. Die Larven vieler Wasserinsekten, von denen sie sich hauptsächlich ernährt, fallen in keinen Winterschlaf, sondern ziehen sich höchstens in etwas größere, dem Vogel noch sehr wohl erreichbare Tiefen. Außerdem giebt es jetzt junge Forellchen, und wenn man von diesen spricht, „so hat man, dächt ich, 'was gesagt," das weiß auch die Wasseramsel! —

Na, adjes denn, bis über vier Wochen!





II. Februar.

Hurra, Freunde, es geht bergauf mit dem Jahre! Vorbei ist jenes „Lichtmeß, an dem die großen Herrn zuerst bei Tag eß", vorbei Fastnacht und Aschermittwoch, es weht ein hoffnungsvoller Zug durch das Kirchenjahr und ein hoffnungsvolles Wesen durch die Natur. Der Saft steigt in die Bäume, und vorsorgliche Leute besprechen mit ihrem Schneider die künftige Frühlingsgarderobe. Das Schöppenstädter Tageblatt wußte vom ersten Zitronenvogel und die Krähwinkler Post vom ersten Maikäfer zu erzählen, — nun bin ich nur neugierig auf die ersten Veilchen, und welch' geistreicher stilgewandter Reporter mit ihnen den Vogel abschießen wird. Du lieber Gott, mit wie wenigem kannst Du doch Deinen Menschenkindern einen Spaß machen, und manches Federvieh verdient noch etwas dabei! Aus dem Munde der Unmündigen hast Du Dir Dein Lob bereitet! —

Meine lieben Landsleute, die Thüringer, scheinen vielfach ein Vorurteil gegen den Februar zu haben, ob-

wohl er der kürzeste und daher bekanntlich der „schneidigste“ Monat im Jahre ist. Sie trauen ihm nicht viel Gutes zu und halten ihn für heimtückisch und tyrannisch, wie ersichtlich aus dem Sprüchlein:

Der Februar sagt zum Januar:
Hätt' ich die Macht wie du,
Erfrör's Kalb in der Kuh!

Aber sie thun dem armen Februar unrecht. Zwar ist er in einem Jahre nicht so gelaunt wie im andern, aber im Grunde ist er doch ein guter Kerl. Leben (er lebt nicht einmal so lange wie die andern Monate!) und leben lassen ist sein Wahlspruch und er ist so recht eigentlich der Monat der Leihhäuser, der Maskenbälle — „Redouten“ sagten unsere Eltern — und aller leichtsinnigen Dämelein und Herrlein. Er ist ein übermütiger Geselle, aber es steckt Streben in ihm, er schreitet fort mit der Zeit, ist Neuerungen nicht abhold (daher der Name „Februarrevolution“!) und ist lange kein solcher konservativer Philister wie sein Vorgänger der Januar, — der aus dem moralischen Kater gar nicht heraus zu kommen scheint, weil er mit einem physischen anfing — oder so nebelig und griesgrämig wie sein Großonkel aus dem vorigen Jahre, der Dezember. Nein, die Tage werden nicht bloß im Kalender, sondern sichtlich vor unsern Augen länger: wirklich, der Februar schreitet mit der Zeit fort. Das sehen wir heute (wir schreiben den 25.), da wir vors Thor gehen um einen Gang um unsere liebe, alte Stadt zu machen, schon recht deutlich.

Freilich, der heurige Februar, oder, sagen wir der

Abwechselung halber einmal mit einem braven, alten Weidwort unserer Vorfahren „der Hornung", ist von der gutgelaunten Sorte. Seit 14 Tagen schon ist der Schnee verschwunden, die Gewässer sind eisfrei und aus dem Stadtteiche tönt das Gemurkse verliebter Taufrösche. Der Rasen ist bereits ein paar Stiche grüner als im November, die Ruten der Saalweiden links am Graben fangen an sich zu röten, am Straßendamm wagen sich mehrere weiße, rotgesäumte Sternchen der Gänseblümchen neugierig hervor, ja, wenn ich nicht sehr irre, bemerke ich zwischen ihnen gar einige gelbe Knospen des einst in den lateinischen Küchen, den Apotheken hoch geschätzten, jetzt nur noch als „lästiges Unkraut" verrufenen Huflattichs. Mir deucht auch, die Zweige der Obstbäume hätten eine tiefere, sattere Färbung als vor drei Wochen und seien merklich dicker und saftiger geworden. Das mag auf einer optimistischen Augentäuschung beruhen, — meinetwegen! eins ist gewiß, es geht bergauf in der Natur!

Bergauf! das ist mir noch ein tüchtiges Wort, das giebt Mut!

Das Personal auf der Lebensbühne der heimischen Tierwelt beginnt allgemach sich zu ändern: Winterschläfer fangen an, sich den Schlummer aus den Augen zu reiben, nordische Gäste verlassen uns, traute Sommerfreunde tauchen aus dem Süden wieder auf, und nachts tönt von den Dächern durch die stillen Straßen der Stadt

> So ein Lied, das Stein' erweichen,
> Menschen rasend machen kann.

Gestern abend sah ich die erste Fledermaus, wie sie „gespenstisch mit gezackter Schwinge der leichten Dämmrung graue Stirne strich". Es sind kuriose, phantastische Geschöpfe, die Fledermäuse, geheimnisvoll, mit Zauberwesen eng verbunden und mit nächtlichen Unholden auf Du und Du. Wer da Freikugeln gießen will, vergesse nicht das Herz der Fledermaus unter den Ingredienzien seiner Hexenküche, und wer sich fest machen will, der schreibe seinen Passauer Zettel ja mit Fledermausblut auf Jungfern-Pergament.

Es ist unglaublich, wie wenig die meisten Leute gerade von den Fledermäusen wissen. Die Frauenwelt kennt sie als außerordentlich auf das Kopfhaar erpicht, der undankbare Bauer nagelt sie als „Speckmäuse", die in seiner Räucherkammer große Verwüstungen anrichten, an das Scheunenthor, und neulich interpellierte mich ein gebildeter Herr meiner Bekanntschaft auf eine gelegentliche Äußerung meinerseits hin mit der erstaunten Frage: „Was, die Fledermäuse sind Säugetiere?" Da hat sich nun der gute Spallanzani herumgequält, die Naturgeschichte dieser Tiere in das gehörige Licht zu setzen, und 97 Jahre nach seinem Tode fragt mich ein gebildeter Europäer, und noch dazu ein Leipziger, ein Klein-Pariser: ob es Säugetiere seien!

Die meisten Menschen haben vor den Fledermäusen, wie vor der Mehrzahl der nächtlichen Tiere, ein stärkeres oder gelinderes Grauen, manche halten sie sogar für giftig! Aber man betrachte sich ein solches Geschöpf nur einmal etwas genauer und man wird mehr Ursache

zu andächtiger Bewunderung, als zu alberner Furcht finden. Man hat den Flug die Poesie und den Triumph der Bewegung genannt — nun gut, unsere Tiere sind vortreffliche Flieger. Nicht in dem Sinne, wie eine Schwalbe oder ein Abendschmetterling — ihr Flug geht nicht geschwind und geradeswegs ins Weite, er ist tändelnd und sozusagen selber zackig, wie es ihre Flügel sind. Wie oft sind mir abends Fledermäuse durchs offene Fenster in meine Studierstube geflogen, die voller Kram ist, wie ein Trödlerladen, und wo sogar allerlei Ungeheuer, wie bei uns Alchimisten Brauch seit alters, von der Decke herabhängen. Lautlos schwenkten sie sich einige Male herum, ohne sich zu stoßen, und verschwanden wieder.

Wenn man den Flug der Fledermäuse studieren will, muß man die früh fliegende (Vesperugo noctula) beobachten. Sie ist groß (klaftert 36 cm) und erscheint schon vor Eintritt der Dämmerung, aber allerdings erst bei warmem Frühlingswetter. Ihre Aufenthaltsorte sind Wälder und Parks mit hohen, alten Bäumen und Schneisen und Alleen; auch Gewässer müssen in der Nähe sein. Ich habe sie im weimarischen Park oft genug observiert, oder wie der Diener meines väterlichen Bureaus, ein im Verdrehen von Fremdworten wohlerfahrener Mann, sagte „absolviert".

Die Tiere flogen am liebsten hoch um einzelnstehende Eschen, die gerade im weimarischen Park in der Nähe der Schillerbank so prachtvoll sind, herum, oder umkreisten den Innenraum des sog. großen Rund-

teils. Es war merkwürdig, zu sehen, mit welch' unglaublicher Gewandtheit sie durch das Gewirr der Ästchen flogen, ohne nur jemals anzustoßen, mit welch' raschen und geschickten Schwenkungen sie einem verfrühten Nachtfalter, einen Pappelspinner etwa, der sich etwas in der Tageszeit geirrt hatte, verfolgten und unfehlbar erhaschten. Ein hörbarer Schnapp mit dem weiten, scharfzähnigen Rachen, der Schmetterling war verschwunden, aber seine beiden Flügelpaare sanken langsam zu Boden. Man findet oft bei Morgenspaziergängen die Flügel eines Nacht- oder Abendfalters ohne sonstige Spur des Insekts dicht bei einander auf der Erde liegend. Das sind die Reste einer Fledermaus-Mahlzeit. Die Tiere sind wirklich bewunderungswerte Künstler im Tranchieren ihres Geflügels.

Die früh fliegende Fledermaus hält sich meist paarweise zusammen, überwintert auch so, und jedes Pärchen hat sein bestimmtes Jagdrevier, aus dem es Eindringlinge aus der Fledermaussippe mit starkem, entrüstetem Pfeifen vertreibt. Andere Fledermäuse, besonders die gemeine (Vespertilio murinus), sind im Gegenteil sehr gesellige Tiere, die oft bei Hunderten, ja bei Tausenden in größeren Höhlungen, sehr gern auch auf den Böden alter Kirchen, wo dann ihr Dung bisweilen in Masse umherliegt, ihren Tag- und Winterschlaf abhalten.

Eine Fledermaus im Winterschlaf gewährt einen sonderbaren Anblick. Zunächst glaubt man, wenn man zum erstenmale eine in diesem Zustande zu Gesicht bekommt, ein Bündelchen dürrer, vor Alter schwarz ge-

wordener Baumblätter vor sich zu haben. Die Flügel, in die sich das Tier so dicht eingewickelt hat, daß bloß ein Schlitz zwischen ihnen bleibt, aus dem das Schnäuzchen hervorlugt, machen mit ihren die Hauptnerven darstellenden Fingerknochen, zwischen die sich die Haut in Gestalt feiner Querrunzeln, der Blattadern, faltet, wirklich den Eindruck verwelkten Laubes. Immer hängen die Tierchen dabei, wie überhaupt in der Ruhe, an den zierlichen Zehen ihrer Hinterpfötchen. Nur beim Akt des Gebärens hängen sich die Weibchen an den Daumennägeln auf.

Die Haut der Flügel ist äußerst zart und, wie die bei vielen Arten so stark entwickelten Ohren- und Nasenaufsätze, unglaublich reich an kolbenförmigen Nervenendigungen. Hierdurch werden diese Teile zu Sitzen äußerst feiner Empfindungsorgane. Die erwähnte Spallanzani, der es liebte, die Natur und ihren Wundern auf dem Wege des Experiments unmittelbar auf den Leib zu rücken, spannte in einer Kammer zahlreiche Fäden die Kreuz und die Quere auf. Darauf nahm er eine Anzahl Fledermäuse, blendete sie, grausam genug, verstopfte ihnen die Ohren und ließ sie in diesem Zustande in jener Kammer herumfliegen. Niemals stieß sich eines der armen Tiere an die Fäden. Spallanzani war äußerst erstaunt über diese Thatsache und mutmaßte, die Fledermäuse seien im Besitze eines geheimnisvollen sechsten Sinnes.

Aber dieser sechste Sinn ist nichts als ein gesteigertes, äußerst feines Tastvermögen, dessen Sitz eben jene Tausende von Nervenendkörperchen in den Flughäuten und

in den Nasen- und Ohrenanhängen sind. Freilich ist dieses Tastvermögen eigener Art, es vermittelt nicht die unmittelbare Wahrnehmung von Körpern, sondern die mittelbare. Und das hängt so zusammen: beim Flug verursacht die Bewegung der Flügel eine Bewegung der umgebenden Luft um die fliegende Fledermaus herum, die so zu stande gekommenen Luftwellen brechen sich an den Fremdkörpern der Umgebung und veranlassen zurückstoßende Luftwellen, die um so stärker sein werden, je näher der fremde Gegenstand ist. Diese rückwärts wirkende bewegte Luft empfindet nun die Fledermaus, und sie kann nach der größeren oder geringeren Stärke der Stöße die Entfernung der Hindernisse auf ihrer Flugbahn abschätzen. Es ist allerdings für uns Menschen schwierig, uns eine genaue Vorstellung von diesen Vorgängen zu machen, wie es denn überhaupt nicht nur schwierig, sondern oft genug geradezu unmöglich ist, uns in das Sinnesleben unserer Mitgeschöpfe hineinzuversetzen.

Die Fledermäuse leben ausschließlich von Insekten, und zwar fast bloß von nachts fliegenden, denn sie sind nicht derartig organisiert, ruhende Raupen aufzusuchen, aber an Wänden sitzende Spinnen u. dergl. haschen sie ebenso geschickt, wie die Schwalben, weg. Wahrscheinlich wird auch ihr feines Empfindungsvermögen ihnen, wenigstens gelegentlich, die Nähe eines fliegenden Käfers oder Schmetterlings verraten. Bei dieser Art des Nahrungserwerbs haben sie in der Tierwelt nur wenig Konkurrenten, außer der Nachtschwalbe etwa nur noch die kleineren Eulenarten zu fürchten.

Seit alters her geht das Gerede, die Fledermäuse fräßen Speck, und das Volk hat sie geradezu „Speckmäuse“ genannt, ein Name, den sie so wenig verdienen, wie ihre Genossinnen, die Nachtschwalben, den von Ziegenmelkern. Daß man oft genug Fledermäuse in Schornsteinen und Rauchfängen, wo auch Schinken und Speckseiten hingen, gefunden hat, ist nicht wunderbar, ja, es wäre eigentlich wunderlich, wenn es nicht der Fall gewesen wäre. Aber die harmlosen Tiere suchten hier bloß Schlupfwinkel, Schutz und Wärme, ganz gewiß keine Nahrung. Ich finde es völlig unbegreiflich, daß der sonst so vorurteilsfreie, scharf beobachtende Johann Mathias Bechstein dem Volke jene Fabel nacherzählt, ja noch weiter ausschmückt und behauptet, man habe Beispiele, daß weibliche gemeine Fledermäuse Löcher in den Speck gefressen und in ihnen ihre Jungen zur Welt gebracht hätten. Richtig ist es, daß südamerikanische Arten schlafenden Säugetieren und Vögeln kaum spürbare Verletzungen beibringen und ihnen Blut aussaugen, aber unsere einheimischen Fledermäuse sind samt und sonders nicht nur harmlose Geschöpfe, vielmehr im allerhöchsten Grade nützliche. Wer ein solches Tier tötet, begeht geradezu ein Verbrechen, auf das Strafe gesetzt sein sollte, was recht heilsam wäre, denn die meisten Menschen, alte und junge, gebildete und ungebildete haben leider nun einmal die seltsame Neigung, Fledermäuse zu morden so gut, wie die ebenso nützlichen Spitzmäuse, Kröten und Spinnen.

Altweibergeschwätz ist es, wenn den Tieren nach-

gesagt wird, sie hätten eine absonderliche Neigung, den Frauenzimmern in die Haare zu fliegen. Wenn sich das ja einmal ereignen sollte, so ist gewiß die Fledermaus diejenige von den betreffenden beiden Beteiligten, der die Sache noch weit unangenehmer ist.

Doch noch ein paar Worte über die merkwürdige Fortpflanzungsgeschichte der Fledermäuse, die allerdings noch nicht völlig erforscht ist. So viel man jetzt weiß, paaren sich die Tiere im Herbst, die Entwickelung der Frucht nimmt gleich ihren Anfang und währt, bis die Weibchen ihre Winterquartiere beziehen und in Schlaf verfallen. Dann wird sie zufolge des auf ein Minimum herabgesetzten Stoffwechsels unterbrochen, die Embryonen verfallen gewissermaßen mit der Mutter in Winterschlaf, aus dem sie mit ihr erwachen, worauf ihre Ernährung und Entwickelung ihren Fortgang nehmen. Die Jungen, meist zwei an Zahl, werden im Frühjahr geboren und halten sich gleich nach der Geburt an dem Pelze der Alten fest und klettern zu den an der Brust befindlichen Zitzen. Die Mutter fliegt nach kurzer Zeit mit ihnen fort und trägt sie fünf bis sechs Wochen bei sich. Dann verlassen sie die Jungen, fliegen ihnen aber noch geraume Zeit nach.

Diese Unterbrechung der Entwickelung der Frucht bei den einheimischen Fledermäusen ist sehr merkwürdig, aber doch noch merkwürdiger ist es, daß sich dieselbe Erscheinung auch beim Rehe findet. Bei jenen Tieren wird die sonderbare Thatsache durch den Winterschlaf erklärlich, ein Embryo im Mutterleibe ist in gewissem

Sinne ein Binnen-Schmarotzer und wir wissen von schmarotzenden Eingeweidewürmern, daß sie mit ihren Wirten in Winterschlaf verfallen. Aber bei den Rehen findet nichts der Winterruhe Ähnliches statt. —

Für gewisse Tiere unserer Heimat ist der Februar ein besonders bedeutungsvoller Monat. Das sind die männlichen Hirsche. Im Hornung beginnt der Wechsel des Geweihes oder Gehörns der edlen Wiederkäuer, der einen der merkwürdigsten Vorgänge im Haushalte der Tierwelt bildet.

Wenn das männliche Hirschkalb sieben Monate alt ist, also durchschnittlich im Dezember, fängt das Knochengewebe der Stirnbeine an zu wuchern, und zwar in Gestalt zweier abgestutzter Kegel, der Rosenstöcke. Diese sind mit Haut und Haaren bedeckt, nehmen rasch an Größe zu, sind etwa im Januar ausgebildet, werden im Verlaufe der Lebensjahre des Hirsches wohl dicker, aber kaum länger. Ihr oberes freies Ende erscheint abgeflacht und etwas rauh. In dem Hautteil, der dieses Ende überzieht, bildet sich unter vermehrter Blutzufuhr und gesteigerter Ernährung eine Hautwucherung, die zunächst von Oberhaut überzogen bleibt, nach unten mit der Fläche des Rosenstocks oberflächlich verschmilzt und nach dem freien oberen Ende zu sich verlängert. Anfangs ist das Gebilde weich, gallertartig und blutreich. Bald fängt es an zu verknöchern, die Kalksalze, die sich in ihm niederschlagen, verdrängen die Blutgefäße, und es wird schließlich eine abgestorbene, sog. nekrotische Hautverknöcherung. Diese „Stange" ist im

ersten Jahre einfach, schlank, zugespitzt und heißt der „Spieß“, und der junge oder „schlechte“ Hirsch heißt nach ihr ein „Spießer“. Ihre Basis, mittelst der sie sich mit dem Rosenstock vereinigt, die „Rose“, ist noch wenig entwickelt. Der Spießer verliert sein Geweih erst im März oder April, bisweilen sogar erst im Mai, die älteren (guten) Hirsche aber im Februar. Oft helfen die Hirsche dem Verluste nach oder arbeiten ihm vor: sie „schlagen sich die Geweihe ab“. Der Prozeß des Verlustes wird damit eingeleitet, daß zwischen der Basis der abgestorbenen Stange und der Endfläche des Rosenstocks die die letztere überziehende Knochenhaut abermals wuchert und die Bildungsstätte des sich neu anlegenden zweiten Geweihes wird, das nun zwei „Enden“ aufweist. Es ist nämlich an seiner Vorderseite, oberhalb des Rosenstocks, ein neuer Zacken, der sog. „Augensprosse“, zum Spieß hinzugetreten. Der junge Hirsch ist jetzt ein Gabler. Im nächsten Jahre zeigt jede Geweihstange zwischen dem Ende der Hauptstange, des alten Spießes und der jetzt etwas tiefer, dem Rosenstock näher gerückten Augensprosse einen neuen Zacken, die Mittelsprosse. Der Hirsch ist ein Sechsender und heißt nun ein guter. Im nächsten Jahre ist durch gabelartige Teilung der Spitze der Hauptstange ein neues Ende hinzugekommen, und der Hirsch heißt Achtender. Im vierten Jahre vermehrt sich die Zahl der Enden in der Regel nicht, wennschon das Geweih kräftiger wird, wohl aber im fünften, in dem dann deren zehn vorhanden zu sein pflegen, indem zwischen dem Augensprosse und der Mittelsprosse eine

„Eissprosse“ aufgetreten ist. Übrigens verläuft die Sache meist nicht so regelmäßig, besonders zeigen die beiden Geweihstangen häufig ungleiche Zahlen von Enden. Beim Zählen derselben ist jedesmal die Stange maßgebend, die die meisten Enden hat. Befinden sich also an der einen deren fünf, an der anderen aber bloß vier, so ist der Hirsch nichtsdestoweniger ein Zehnender, den man aber von einem solchen, der an beiden Geweihestangen fünf Enden hat, als einen „ungeraden“ unterscheidet.

Nach dem achten Jahre wird die jährliche Entwickelung des Geweihes immer unregelmäßiger, oft vermehrt sich die Zahl der Enden nicht gegen die vorjährige, ja sie kann geringer sein, dann hat der Hirsch „zurückgesetzt“. Der gute Zustand eines Geweihes hängt gar sehr ab von der Gesundheit und der günstigen Ernährung eines Hirsches.

Das junge Geweih wächst etwa durchschnittlich zwölf Wochen und wird während dieser Zeit durch Gefäße mit Blut versorgt, ist mit Knochenhaut bedeckt und weiter mit der behaarten Körperhaut (dem Bast) überzogen, weich und sehr empfindlich. Der Hirsch, der in diesem Zustande ein „Kolbenhirsch“ heißt, hütet sich daher wohl, mit seinem Kopfschmucke anzustoßen, geht mit gesenktem Kopfe und vermeidet dichtstehendes Gehölz. Nachdem das Geweih ausgewachsen ist, erhärten zunächst seine Enden, es wird „vereckt“ und fängt an abzusterben, was mit juckenden Empfindungen verbunden ist, die den Hirsch veranlassen, seine Hauptzier an Bäumen

zu reiben, wodurch das Bast verloren geht, der Hirsch „fegt". Der weidgerechte Jäger kann aus der Höhe, in der sich die Fegestellen, die „Himmelspuren", an den Bäumen befinden, schließen, wie groß und wie alt der Hirsch wohl war, und er „spricht ihn darauf an". Bei jungen Hirschen vereckt das Geweih im August, bei älteren im Juli. Den abgeriebenen Bast sammeln, soweit ihn die Hirsche nicht selbst fressen, die Waldbewohner, um geschätzte Hausmittelchen daraus zu bereiten.

Das frisch gefegte Geweih ist knochenweiß, wird aber bald horngelb und hat nach zwei Wochen seine bekannte graubraune Färbung erhalten. Der Hirsch hat die Gewohnheit, die Spitzen der Enden des fertigen Geweihes in die Erde, in Sand und Kies zu stoßen, um sie glatt und weiß zu machen, er schärft gewissermaßen seine Waffen.

Als Waffen hat man die Geweihe der Männchen der hirschartigen Tiere seit je aufgefaßt, und zwar als Waffen wesentlich zur Bekämpfung der Nebenbuhler. Wenn im Anfang des Septembers, um Egidi, bei sehr kräftigen, alten, schon Ende August, um Bartholomä, die Brunstzeit der, wenn sie es haben können, in Vielweiberei lebenden Edelhirsche eintritt, so ändert sich ihr Benehmen sehr, sie suchen in der Nacht die Kühe und stoßen sie auf einen Trupp, so verjagen sie die männlichen Kälber, die bis dahin bei ihren Müttern waren, verscheuchen, wenn sie es vermögen, ältere Hirsche, die sich einfinden, und geraten dabei zwei gleichstarke an-

einander, so setzt es einen fürchterlichen Kampf. Die wütenden Tiere scharren unter lautem Gebrüll mit Hufen und Geweihenden den Boden auf, daß die Steine und Rasenstücke darumfliegen und fangen an nach wirklich künstlichen Regeln zu fechten, wobei sie Stoß, Parade und Nachstoß wohl in Obacht nehmen. Gelegentlich bleibt einer der Kämpfer, bisweilen beide tot auf dem Platze, oder sie verstricken sich mit ihren Geweihen so, daß sie nicht wieder auseinanderkönnen, und der eine Feind angesichts des anderen dann verhungern muß, wobei er allerdings den einen Trost hat, daß es seinem Widersacher auch nicht besser geht.

Die Kühe sehen den Gefechten der Haupthirsche zu und folgen dem Sieger; es geschieht aber wohl zuweilen, daß ein junger Hirsch auf dem Kampfplatze erscheint und, während die beiden alten ernstlich miteinander beschäftigt sind und ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihr Duell konzentriert haben, mit einem der Weibchen abzieht. Mit der ehelichen Treue nehmen es die Kühe überhaupt nicht allzu genau. Eine nicht unnatürliche Konsequenz der Vielweiberei!

Die guten Hirsche rufen oder röhren während der Brunstzeit des Abends und in der Morgendämmerung. Ihr Ruf ist ein furchtbarer Ton, den man wohl, wenn sonst alles ruhig ist, eine Stunde Gehens weit in der Luftlinie hört. Die Tiere strengen sich dabei so an, daß sie sich dicke Hälse, zuweilen selbst wahre, bleibende Kröpfe zuziehen.

Wie innig die Geweihbildung mit dem Geschlechts-

leben der männlichen hirschartigen Widerkäuer zusammenhängt, kann man auch daraus entnehmen, daß nur bei einer einzigen Art, beim Renntier, auch die Weibchen geweihtragend sind, und zweitens aus einem merkwürdigen Zusammenhang zwischen Verwundungen der Geschlechtsorgane und der Entwickelung und des Wechsels jener Kopfzierten.

Während das Liebesleben der Hirsche gerade im Hornung sein mit dem Abwerfen des Geweihes verbundenes und dadurch gekennzeichnetes Minimum erreicht, steht es bei anderen Bewohnern unserer Wälder in höchster Blüte. Der schlaue Reineke fühlt sein Herz in zarte Bande geschlagen, seine Viole, eine oben auf dem Schwanze kurz vor der Wurzel gelegene Hautdrüse, duftet stärker denn je, aber trotz des Namens nicht gerade nach Veilchen, und er durchstreift in der Nacht als irrender Ritter unruhig sein Revier, auf das heisere, einladende Gekläff einer Dulcinea lauschend. Schlägt das ersehnte Geräusch an sein Ohr, so antwortet er und läuft dem Tone nach. Aber auch andere Fuchsrüden hörten die liebebedürftige Füchsin rufen, und da kann es kommen, daß mehrere zum Stelldichein erscheinen. Aber das thut der Eintracht keinen Abbruch: die Füchse, durch deren ganzes Wesen ein praktisch-philosophischer Zug geht, denken untereinander: „leben und leben lassen", und jeder bringt, ungestört von dem Nebenbuhler der Schönen seine Huldigungen dar. Werden sie bei ihren Liebesabenteuern vom Tage überrascht, so begiebt sich die ganze Gesellschaft in den Bau der Füchsin,

die der Jäger dann wohl einmal, von zwei oder drei Galanen umworben, überraschen kann.

Auch die Wildkatzen fühlen sich jetzt vom Hauch der Liebe poetisch angeregt und lassen ihre nächtlichen Gesänge erschallen, die denen der Hauskatze ähnlich, aber kräftiger sind. Die Kater oder „Baumritter", wie sie in Thüringen genannt werden, sind aber nicht so tolerant gegen Nebenbuhler, wie die männlichen Füchse, im Gegenteil, sie sind in diesem Punkte sehr eigen und engherzig, und wo sich zwei auf ihren Schlichen begegnen, geraten sie sich sofort in die Haare und zerzausen sich garstig den Balg.

Marder- und Iltisritter kämpfen jetzt gleichfalls heftig um den Besitz der Damen und erfüllen die Umgegend mit lautem Geschrei und starken Düften. Die feuchten Aufenthaltsorte der Fischottern kühlen trotz der frühen Jahreszeit ihre entflammten Herzen nicht ab, und das Männchen lockt mit lautem Pfeifen das Weibchen.

Es ist bemerkenswert, daß die Pfänder der Liebe, die alle diese Raubtiere jetzt pflegen, Ende April oder Anfang Mai das Licht der Welt erblicken werden, also zu einer Zeit, in der nach ihrer Entwöhnung ihr Tisch mit Eiern, jungen Vögeln, jungen Häschen u. s. w. am reichlichsten gedeckt ist und ihre Ernährung den Alten am leichtesten fällt.

Das große und das kleine Wiesel treten vier Wochen später in die Brunst, die Weibchen sind aber auch nur fünf statt neun Wochen tragend, haben also in der-

selben günstigen Jahreszeit für ihre Nachkommenschaft zu sorgen.

Merkwürdigerweise hat sich die Dächsin gerade den Februar ausgesucht, ihr mit drei bis fünf Kindern gesegnetes Wochenbett abzuhalten. Den Winter über konnte sie während ihres unterirdischen Schlafes mit ihrer werdenden Nachkommenschaft von ihrem im Herbst angesammelten Fette zehren. Außerdem leben die Dachse wesentlich von Wurzeln, die gerade im Februar, vor dem Erscheinen der übrigen Pflanzenteile, sehr nahrhaft und reich an Reservenahrstoffen sind. Auch finden sie, wenn sie diese ausgraben oder „stechen", nebenher noch Regenwürmer und Insekten genug, um mit den Ihrigen nicht zu verhungern.

Unsere Nagetiere als schwache, viel verfolgte Geschöpfe, haben nicht bloß in jedem Wurf viele Junge, sondern die meisten von ihnen vermehren sich während des ganzen Jahres, mit Ausnahme der strengsten Winterszeit und sie können das, denn sie sind Vegetarier und finden für ihre Kinder vom März bis zum Oktober genügende Nahrung. —

Weit reicher, als im Januar, tritt uns Ende Februar das heimische Vogelleben entgegen. Bei vielen unserer befiederten Lieblinge, die während des Winters bei uns geblieben waren, stellt sich jetzt auch das Bedürfnis nach einem eigenen Herde ein, und bekanntlich paaren sich am St. Valentinstage die Spatzen. Auch die Pärchen der Eulen, Spechte und Krähen haben sich gefunden, aus dem Walde schallt der lieben Drossel Lied,

in den Anlagen der Promenade pfeift der dreiste, sammtig-schwarze Amselhahn, die Elstern schreiten unter lebhaftem Geplauder zum Bau ihres Nestes — kurz, die Vogelwelt ist schon recht hoffnungsvoll.

Die Sperlinge fangen an von Hochzeiten zu zwitschern, und alte und junge Hähne unter ihnen geraten sich der Damenwelt wegen in die Federn. Warum sollten sie nicht? Sie haben gewissermaßen die obrigkeitliche Genehmigung dazu, denn St. Veltenstag ist vorüber, und von da ab dürfen die Spatzen ans Heiraten denken. Die Verträglichkeit der Schelme steht im umgekehrten Verhältnis zur Witterung: je grimmiger im Winter die Kälte ist, und je höher der Schnee liegt, desto einträchtiger hocken sie zusammen, nächtigen vereint in warmen Feueressen und sehen aus wie die Schlotfeger. Die gediegensten, in appetitlichster Weise mit Haferkörnern gespickten Mahlzeiten, die die Gäule hinter sich fallen lassen, vermögen nicht den idyllischen Frieden zu stören. Es geht ihnen, wie es gelegentlich, aber nicht oft genug, auch den Menschen geht: gemeinsame Not führt sie zusammen und ist ein gutes Mittel dem übermütigen Individualismus, der sich gern und gewaltig in ihnen regt, einen gehörigen Dämpfer aufzusetzen.

Ja, die Sperlinge und die Pferde und als Dritte im Bunde noch die summenden, brummenden Rostkäfer, die auch schon anfangen ihre blauschwarzen Schwingen zu rühren! Wie doch alles zusammenhängt in der Welt, vom simpeln Kalkstein bis zum vielumstrittenen Schädel S c h i l l e r s! Wenn man einmal anfängt hierüber ernstlich

nachzudenken, wird einem ganz wunderlich zu Mute, feierlich, religiös, wenn auch die Erscheinungen des Stoffwechsels in der Natur sich nicht allenthalben und nicht immer allerbestens mit den Lehren des Dogmas vertragen mögen.

Doch, was wollen wir heute hier mit dem Dogma? Ein unverschämter Spatz ist kein Adler des heiligen Johannes, und ein breitkeuliger Percherongaul kein Roß aus dem Stalle der apokalyptischen Reiter. Seien wir aber nicht fürwitzig, stecken wir unsere Nasen nicht in Dinge, die uns nichts angehen, und von denen wir schließlich auch nicht einmal etwas verstehen, d. h. nicht weniger als andere Leute von der Apokalypse. Bleiben wir also bei unseren ornithologischen Monatsleisten.

Wo war ich doch gleich stehen geblieben? — Ja so, richtig: bei den Beziehungen der Sperlinge zu den Pferden, und die sind vielseitiger als man wohl denken mag. Die unmittelbaren, nun ja, die kennt jedes Kind, es giebt aber auch sehr wichtige mittelbare, eine z. B. die die Verbreitung der Sperlinge in Sibirien bedingt hat. Dorthin sind nämlich die Spatzen den Etappenstraßen der Kosaken gefolgt, was sie nicht gethan haben würden, wäre ihnen nicht von den Kleppern der Steppensöhne ihre Lieblingsspeise vorgestreut worden. Ich glaube fast, sie ziehen die Haferkörner, die die Reise durch ein Pferd gemacht haben, den frischen vor. Vielleicht sind erstere pikanter im Geschmack. Die echten und gerechten Wildbretesser ziehen einen frischen Hasen oder einen frischen Rehrücken doch auch nicht einem solchen vor,

der auf einer Stufe angekommen ist, wo er für mich einfach Aas ist, und ich mir statt seiner ebenso gut ein Lendenbeefsteak vom Schindanger könnte braten lassen. De gustibus non est disputandum, über den Geschmack ist nicht zu streiten — Gott sei Dank! Das würde eine schöne Wirtschaft werden, wenn die ledigen Mannsleute alle bloß ein und dasselbe Frauenzimmer heiraten möchten.

Ich wollte, ich verstände etwas mehr von der Sprache der Spatzen, — ein klein wenig davon habe ich nachgerade wegbekommen — ich möchte wohl ihr Urteil über elektrische Straßenbahnen hören.

Es ist auffällig, wie die Schmarotzer in den Städten gegen früher zugenommen haben. Ich glaube, daran sind wesentlich die Eisenbahnen schuld. Durch sie verschwand die Vagabundenpoesie der Landstraße für die Sperlinge immer mehr, und sie zogen sich in die Städte, wie vieler Orten die landbebauende Bevölkerung in die Fabrikarbeiter aufgeht, und sie sind dabei, gerade wie diese, zwar geriebener und gerissener, aber keineswegs besser geworden. Wie werden sie sich nun in Zukunft zu dem elektrischen, pferdelosen Verkehr stellen?

Doch, schon viel zu viel Zeit haben wir an den Spatzen, den graubraunen Gaunern weggeworfen — geh' in dich und geh' aus dir, d. h. knüpfe Augen und Ohren deines Herzens und deines Kopfes auf und schau' und lausche auf die bescheidenen Reize eines Februartages!

Die Kerbtiere dürfen nicht zurückbleiben! In den

warmen, sonnigen Mittagsstunden wagen sich zahlreiche Käfer aus ihren Schlupfwinkeln, und gegen Abend hin beginnen über dem Teiche Säulen zarter Mücken die wunderlichen, pendelnden, auf- und absteigenden Bewegungen ihrer Lufttänze — alles dem Dämon der Dämonen, dem Sohne der verliebten Nacht, dem losen Schalk, dem Amor zu Ehren.

Auch Schmetterlinge zeigen sich, nicht jene in voller Entwickelung überwinterten Freuden der Zeitungsredaktionen, die Citronenvögel, Sommerkanten, Pfauenaugen und wie sie weiter heißen mögen, sondern solche, die die wärmeren Tage aus ihrer Puppenruhe gelockt haben. An den Stämmen der alten Lindenbäume dürfen wir nach ansehnlichen, in ihrer weißlichgrauen, schwärzlich gebänderten Flügelfarbe alten Flechten nicht wenig gleichenden Spannern (Amphidasys hirtaria und prodromaria) suchen, deren Männchen prächtige, auf beiden Seiten kammartig entwickelte Fühler haben. Das sind ihre Nasen! Die vergrößerte Oberfläche der Fühler ist voll von kleinen Geruchsapparaten, mit denen sie aus großer Ferne die für uns völlig geruchlosen, nur fadenförmige Fühler tragenden Weibchen wittern und sie, die zum Fliegen zu trägen, nächtlicherweise besuchen.

Wohnten wir in einer gebirgigen, waldreichen Gegend, wo Schnee jetzt noch an vielen Stellen liegt, so könnten wir vielleicht einige besonders interessante Erscheinungen aus dem Winterleben der Insekten kennen lernen. Dann läuft wohl eine der absonderlichsten Fliegen, der spinnenähnliche Winterling (Chionea araneoides),

auf dem Schnee herum, ein Tier, halb so groß wie eine Schmeißfliege, mit langen, kräftigen, stark behaarten Beinen, aber ohne Flügel. Niemand weiß, wovon das ausgebildete Tier lebt, wenn es überhaupt Nahrung zu sich nimmt, und niemand kennt seine Larve und deren Sitten.

Diese Fliege ist immerhin ein seltenes Tier, aber gelegentlich zeigen sich des Winters an wärmeren Tagen auf dem Schnee andere Insekten in oft ungeheuren Mengen, so daß es sogar den Bauern auffällt. Dann kriebelt's und krabbelt's auf den Waldwegen in den Fußtapfen der Menschen und Tiere wie von lebendem Schießpulver. Die schwarzen Staubkörnchen hüpfen in kurzen Sätzen hierhin und dorthin. Es sind Schneeflöhe, deren Gattung nach dem großen schwedischen Insektenkenner Degeer Degeeria genannt wird, und die betreffende Art heißt nivalis, die zum Schnee gehörige.

Die Schneeflöhe zählen zu den Springschwänzen (Poduridae), die eine der wunderlichsten Sippen des Insektenstammes ausmachen. Es sind altertümliche Tiere, die in ihrer Organisation auch mancherlei Beziehungen zu den Tausendfüßen zeigen. Bis zum Besitz von Flügeln haben sie es noch gar nicht gebracht und sie unterscheiden sich von der, wie wir sahen, gleichfalls flügellosen Winterlingsfliege darin, daß deren Ahnen die Flügel erst nach und nach im Laufe der Zeiten eingebüßt haben, die ihrigen aber sie niemals besaßen. Die Springschwänze sind kleine, walzenförmige Tiere und ihr Springvermögen beruht auf der Gegenwart eines

ähnlich wie ein Stiefelknecht geformten Organs. Dieser Stiefelknecht oder diese zweizinkige Springgabel ist beweglich am Hinterleib befestigt und wird unter seiner Unterseite nach vorn geklappt getragen. Will der Springschwanz springen, so schlägt er mit dem Gabelschwanz nach unten und hinten gegen die Erde, dadurch erfährt sein Körper einen Gegenstoß und wird nach vorn geschleudert. Der Schneefloh findet sich das ganze Jahr hindurch in unsern Wäldern unter feuchtem Moos, in moderndem Laub und an ähnlichen Stellen, aber an gelinden Schneetagen fühlt er sich veranlaßt, seine Verstecke freiwillig zu verlassen.

Ich betone freiwillig, denn es könnte gar wohl sein, daß wir an einem Februartage in seiner Gesellschaft auf dem Schnee andere Insekten anträfen, die ihren Schlupfwinkeln gegen ihren Willen entführt sind; das sind die Schneewürmer, die dem Volke gleichfalls wohlbekannt sind und seit Jahrhunderten seine Aufmerksamkeit erregt haben. Treten die Tiere in Massen auf, so spricht man wohl von einem Wurmregen. Nach des gelehrten und berühmten Jesuiten Athanasius Kircher, meines Landsmannes, der vor fast 200 Jahren thätig war, soll man die Ursache solcher Regen nicht in den Wolken, sondern in der „Giftigkeit des Sterngeistes" suchen, der die kleinsten Teilchen „die aus der elementarischen Kugel gezogen werden, also zurichtet, daß dergleichen Ungeziefer und andere besundere Dinge alsdann mit dem Regen herabfallen". Der erste Mann, der den wahren Zusammenhang der Sache nachwies,

war der erwähnte schwedische Baron Degeer oder De Geer, einer der glänzendsten Beobachter des Insektenlebens. Er wies auch nach, daß aus diesen vermeintlichen Würmern durch Verwandlung Käfer hervorgingen. Diese Schneewürmer haben einen walzigen, gestreckten Körper und eine weiche, eigentümlich sammetartige Haut von schwärzlicher Färbung. Es sind aber keine Würmer, sondern die Larven jener Käfer, die man Weich- oder Fliegenkäfer (Telephorus) nennt, die kleinen Bockkäfern ähnlich sehen, aber viel weicher sind, gelbliche, rötliche und schwärzliche Färbung haben und sich im Mai laufend oder träge fliegend allenthalben, wo Bäume und Sträucher sind, zahlreich zeigen.

Diese Larven leben oberflächlich unter Moos u. s. w. in der Erde. Wird nun gegen Ende des Winters im Walde gerodet, oder sind größere oder kleinere Bäume und Büsche vom Sturm umgeworfen worden, oder haben sie, geschüttelt vom Winde, mit ihren Wurzeln den Boden in ihrer Umgebung gelockert, dann erscheinen die vielfach mit mißtrauischen Augen angesehenen „Schneewürmer". —

Wie prächtig gut die alte Sonne es schon meint, wie wohlthuend ein sanfter, fast nicht zeitgemäßer Südwind fächelt, wie blau sich das Himmelsgewölbe über uns spannt, wie jugendgrün die Aecker in ihrer Wintersaat prangen und — da

Horch, horch die Lerch' im Ätherblau,

Ja, da ist sie! Alauda laudat Deum! Die Lerch' lobt ihren Herrn und Meister! Kein Vogelgesang greift

mir so ans Herz wie der ihre. Verstehst du wohl, was der Dichter meint, wenn er sagt

> An ihren goldnen Liedern
> Klettert die Lerche in die Höh',

und was ein anderer, größerer fühlte, als es in und aus ihm klang

> So ist es jedem eingeboren,
> Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
> Wenn über uns im blauen Raum verloren
> Ihr schmetternd Lied die Lerche singt —

verstehst du es wohl? — Auch ich verstehe es, doch kann ich es ach! nicht in Worte fassen! Über das warme jugendfrische Herz des gefühlvollen Knaben hat sich beim Manne das Eis des Verstandes und noch dazu des wissenschaftlichen Verstandes gelegt. So wie vor 38 Jahren empfinde ich nicht mehr, damals, wo mich's auf die Kniee warf, wenn ich im Lenz das erste Lerchenlied hörte. Und das liegt nicht allein an den Jahren. Ach, man hat mir doch wohl zu viel Brot genommen und bietet mir jetzt Steine dafür!

Von allen Vögeln singt die Feldlerche am längsten, sie hat das längste Lied und läßt es am längsten, vom Februar bis weit in den Sommer hinein, erschallen, und in letzterem Punkte kommt ihr nur etwa noch die Amsel gleich. Ich mache mir oft, leider zu oft das saure Vergnügen, mich über meine Mitmenschen und über ihr Thun und Lassen zu erbosen. Wie habe ich mich als Junge schon über die Lerchenfresser geärgert, mehr im ganzen über sie als über die, meist doch armen Lerchenfänger,

und ich habe der Lerchenschachteln wegen lange gegen Leipzig und die Leipziger einen stillen, aber tiefen Groll gehegt. Das ist jetzt vorbei, die Gesetzgebung des deutschen Reiches hat mit dem verruchten Lerchenfang aufgeräumt, aber das Gesetz wird, wie scheint, doch nicht immer und nicht überall ernstlich genug gehandhabt, denn man findet auf den Speisekarten feiner Wirtschaften immer noch hin und wieder Lerchen aufgeführt. Ich hasse das Denunziantentum aus tiefster Seele, — ich kenn's, ich habe selber darunter genug zu leiden gehabt! hol' der Teufel die Halunken, wenn sie ihm nicht zu elend sind — könnte ich aber einem, und wäre es mein bester Freund, nachweisen, daß er verstohlen dem Lerchenfang obliege, — her mit dem Kerl, her vor das Gericht! Ja, da kann ich fanatisch werden, ein wie ruhiger und seine Steuern richtig, wenn auch nicht gerade sehr pünktlich und mit besonderem Enthusiasmus zahlender Staatsbürger ich auch im übrigen bin. Sehr viele Leute haben sich über den verstorbenen Karl Vogt sehr stark geärgert, ich bloß in einem Fall, und der betrifft gerade die Lerchen. Der gute Freund der Positiven im Lande und auswärts redet nämlich dem Leipziger Lerchenfange das Wort: „Trotz aller Humanität sind fette Leipziger Lerchen ein ausgezeichneter Leckerbissen, und man hat bis jetzt noch nicht gehört, daß diese fruchtbare Leipziger Ebene durch den Lerchenfang in ihrem Ertrag Schaden gelitten hätte."

Nun, darauf kommt es auch gar nicht an, wohl aber darauf, daß man diese edeln Lenzessänger des

Gaumenkitzels halber ermordet. Vogt war aber ein Gourmant, ja ein Gourmé, und wenn sein Gaumen in Frage kam, verlor der sonst so klar blickende Mann ein gut Teil seiner Objektivität.

Doch mitten in das Lerchenkonzert und mitten in meine entrüsteten Betrachtungen über die schlemmerische Menschheit hinein schlägt ein schnalzender Laut an mein Ohr und noch, und noch einer. Heute haben wir Glück bei unserer Wanderung! Die Stare sind da, sieh', da sitzen ihrer vier im Gipfel der hohen Pappel und alles ist Lebenslust und Daseinsfreude an den lieben Vögeln. Es ist eine wunderliche Geschichte mit mir und den Vögeln: die Art, die mich gerade für den Augenblick beschäftigt, ist mir immer die liebste und scheint mir von allen die beste.

Ja, die Starmätze! Sie sind die Lieblinge des Volkes in Mitteldeutschland, besonders in Thüringen und Sachsen.. Ich kenne Dörfer, in deren Obstgärten mehr Starkästen angebracht sind, als sich Einwohner im ganzen Neste befinden. Es ist übrigens die Sitte, den Vögeln künstliche Wohn- und Brutstätten anzubieten, ursprünglich bei den Völkern germanischen Stammes nur dem heiligen Storch gegenüber in Anwendung gebracht gewesen, die Gepflogenhelt, den Staren Kästen auszuhängen, ist slavisch. Der geringe Mann unter den Slaven ist ein großer Tierfreund, wie er denn überhaupt sehr gutmütiger Natur ist: die Kanaille unter den Brüdern Wenceslaus muß man in den schlimmen Schichten der Halbgebildeten suchen und man wird, allerdings zu

seiner Überraschung, sehen, welch' kolossalen Erfolg man dabei hat.

Ein sehr großes Verdienst um die Einführung der Starkästen in Deutschland, besonders in Thüringen, hatte sich schon vor fast siebzig Jahren der bekannte Pädagog und Schlangenforscher Harald Otmar Lenz in Schnepfenthal erworben, und Hofrat Liebe in Gera bemerkte 1878 in einem Aufsatze über den Bestand der Brutvögel Ostthüringens, die Zahl der Stare im Lande habe sich seit fünfzig Jahren vervierfacht. Im niederen Münsterland gab es bis 1826 keine Stare. Man bereitete ihnen künstliche Brutstätten, und jetzt ist der Vogel häufig. Genau dasselbe spielte sich auf der Insel Borkum und von 1859 ab in der Klausthaler Gegend ab. Anfang der sechziger Jahre führte ein Schlesier, namens Richter, die Starkästen in Pommern ein und zwar in der Nähe von Eldena, wo er sie in einem Gehölze bei dem Vergnügungsorte Elisenhain aushing. Die Raupe des niederträchtigen, grünen Eichenwicklers hatte bis dahin fast jährlich die Eichen kahl gefressen, seit der Errichtung der Starkolonie war ihr aber das Handwerk gründlich gelegt. Die Stare wissen die ihnen zu teil werdende Güte des Menschen auch zu schätzen und zeigen gern eine harmlose Zutraulichkeit zu ihm. Bei Bargwitz unweit Rügenwalde hatte sich einmal ein Pärchen ein durch Fäulnis entstandenes Loch in einem Balkenkopf des drehbaren Daches einer Windmühle zur Niststätte auserkoren, und ließ sich durch die Verstellung des Daches nicht im mindesten stören.

Die Starmätze verdienen aber auch, wenigstens bei uns, das Entgegenkommen seitens der Bevölkerung in höchstem Maße. Sie sind unter allen Vögeln, die ich kenne, bei weitem die gemütlichsten. Wie behaglich die vier dort oben sitzen in ihrer Pappel, welche Fülle wunderlicher, eigentlich unmöglicher Töne sie, mit den Flügeln die Seiten schlagend, aus sich herausquetschen. Achte einmal auf die musikalischen Leistungen der Stare. Wenn du einen derartigen Vogel hörst, wirst du keinen Augenblick im unklaren darüber bleiben, mit wem du es zu thun hast. Aber trotzdem hat jeder einzelne Star sein eigenes Geplauder, — Gesang kann man es nicht gut nennen — jeder ist eine stimmliche Individualität. Die weiblichen Stare sind ebenso geschwätzig, wenn auch weniger laut, wie ihre Männer, was bei Vögeln im Gegensatz zum Menschen, bei denen den Damen in dieser Beziehung sogar ein berechtigter Vorzug eingeräumt ist, sonst nicht der Fall zu sein pflegt. Daß die Tierchen leichte Melodieen pfeifen, auch einzelne Worte der menschlichen Sprache wiederholen lernen, ist bekannt genug, wie sie überhaupt sehr zahm werden und nebst den Zeisigen die zuthunlichsten Stubengenossen sind. Der erwähnte, leider auch schon heimgegangene Hofrat Liebe hatte einen Star, der, wenn er Dummheiten machte oder gemacht hatte, der praktischen Beweisführung mittelst Prügel mit einer Reitgerte zugänglich war. Doch die betreffende Stelle in Liebes Schriften ist so anziehend, daß ich sie dem gütigen Leser dem Wortlaute nach ganz mitteilen will. „So lange sich jemand," erzählt der

klassische Beobachter, „in der Stube aufhielt, zeigte er (der Star) kein Verlangen, seinen Ständer zu verlassen und weitere Ausgänge im Zimmer zu unternehmen; befand er sich aber längere Zeit allein, dann konnte er der Versuchung, von seiner Warte herabzusteigen, oft nicht widerstehen. Trat man jetzt ins Zimmer, so schlich er geduckt wie ein Hund mit bösem Gewissen, in möglichst flachen Bogen längs der Wand herum und strebte seinen Ständer wieder zu gewinnen. Sehr komisch sah es aus, wenn er, um einen über den Papierbogen (auf dem sein Ständer sich befand) hinausgefallenen Leckerbissen wieder zu erlangen, am Rande des Bogens auf und ab tippelte und dabei nach der Reitpeitsche schielte; wagte er endlich die Überschreitung der Grenze, und griff man nach jener, so suchte er schleunigst den Bogen und seine Sitzstange wieder auf, nicht ohne seinen Ärger durch scheltende Laute Luft zu machen. Später half er sich in allen Fällen, indem das Dienstmädchen, welches mich beim Füttern zu unterstützen pflegte (Liebe hatte manchmal 200 Vögel im Hause!), unausgesetzt bei ihrem Zunamen rief, bis dieses aus der Küchstube herauskam und ihm den ersehnten Bissen wieder zuschob. Bei meinen Bekannten, welche zufällig einen derartigen Auftritt mit ansahen, zogen viele ein ganz bedenkliches, ja fast ein ängstliches Gesicht; das Seelenvermögen des Stares offenbarte sich als zu verwandt mit dem des Herrn der Schöpfung."

So weit der wackere Liebe. Ein Star ist jedenfalls ein bei weitem angenehmerer Stubengenosse als

die meisten ausländischen Stubenvögel und an Schönheit steht er nur wenigen nach; wie prächtig grün, blau und purpurn sein schwarzes Gefieder das Licht bricht! Nach der Mauser erscheinen die Spitzen des kleinen Gefieders weiß, und der Vogel erinnert mich dann immer an die dunklen, mit Kalk bespritzten Weintrauben, die ich in Oberitalien an den Seiten der Landstraßen und Feldwege gesehen habe. Das Volk und stellenweise auch die Vogelhändler unterscheiden zwei einheimische Starformen: den gemeinen Star und den Perlstar, letzterer ist aber nichts anderes, als ein frisch gemauserter gemeiner. Merkwürdig verhält sich die Färbung des Schnabels beim Star: beim jungen und beim erwachsenen im Winter tst sie grau, aber im Frühling, beim jungen Vogel im zweiten, den er erlebt, wird sie goldgelb, um im Herbst wieder grau zu werden.

Bei uns ist der Star ein nützlicher Vogel, wenn er auch manchmal ein Kirschlein nascht. Ich sehe den munteren Burschen gar zu gern zu, wenn sie mit gravitätischen Schritten unter beständigem Kopfnicken eine frisch gemähte Wiese absuchen. Ihren scharfen Blicken entgeht nicht leicht ein Käferchen oder Räupchen. Am drolligsten sind sie im Herbst, wenn das Grummet herein ist, beim Grashüpferfang, da machen sie ganz unbeschreibliche Wendungen und Drehungen und die kuriosesten Hopser in die Luft. Namentlich gehen sie auch den nächtlich fressenden, am Tage oberflächlich in der Erde verborgenen, sehr schädlichen Ackerraupen zu Leibe, die ohne sie kaum Feinde haben würden,

denn so hoch im Boden pflegen die Maulwürfe nicht zu jagen.

Im Südwesten der Schweiz und im südlichen Frankreiche, wohin sich unsere Stare im stärksten Winter wenden, sind die Leute nicht gut auf die Vögel zu sprechen und sie wissen es uns wenig Dank, daß wir sie so hegen und ihre Vermehrung nach Kräften unterstützen. In den Weinbergen sind die lustigen, schwarzen Brüder schlimme Gäste und da sie gesellige Vögel sind, die sich auf ihren Wanderzügen zu immer größeren Scharen zusammenschließen, so thun sie nicht wenig Schaden und man kann es den Weinbauern in Burgund und in der Provence nicht verargen, wenn sie unsere Lieblinge nicht als die ihrigen ansehen und ihnen nachstellen, wo und wie sie nur können.

Doch sieh', dort trippeln ein paar bildsaubere Grisettchen entlang des Baches, schwenken rechts und schwenken links ein Mücklein zu erhaschen und wippen auf und ab mit schwarzer, weiß eingefaßter Schleppe. Graue Bachstelzen sind es, auch Freundinnen des Volks, geliebt und geschont ihrer Harmlosigkeit und Anmut wegen. „Wer nach einer Bachstelze wirft, der verliert etwas,“ heißt es, als wir Jungen waren, und hatten wir auch gerade nicht viel zu verlieren, so war uns an dem Wenigen um so mehr gelegen. Ein notleidendes Taschenmesser oder eine Hand voll Schußkugeln, eine Bernsteinperle zum Anziehen kleiner Spähne oder eine alte Schlüsselbüchse verwegenster Konstruktion waren in unsern zwölfjährigen Knabenaugen Wertstücke, die man

nicht gern abhanden kommen ließ, betreffs der Taschentücher freilich urteilten wir milder. Eine graue Bachstelze ist ein reizendes Vögelchen, in einfachem und doch so geschmackvollem, ja kokettem Gewande: grau, weiß und schwarz, bescheidenste Farben und doch, wie wohlthuend wirken sie in ihrer Zusammenstellung. Eine Bachstelze sieht doch wohl vornehmer aus als ein Pfau?

Die beiden da vor uns denken auch schon ans Heiraten, es sind hoffnungsvolle Brautleute. Wie sie übermütig hintereinander her sind: jagte er sie, dann entflieht sie ihm hurtig, erst zu Fuß und dann per Flügel. Wird ihm die Sache langweilig und sucht er sich in dem seichten Rinnsal stelzend einen substanzielleren Genuß in Gestalt eines kleinen Wasserinsekts, gleich ist sie bei der Hand und fordert ihn heraus, in zierlichem Lufttanz den schwarzen, weißgesäumten Fächer des niemals ruhenden Schwänzchens vor seinen Augen mit weiblichem Raffinement entfaltend und zusammenschlagend.

Auch anderen Vögeln liegt schon des Frühlings Liebeslust in allen Gliedern. Vom Waldrande her klingt ein seltsam schnurrendes Geräusch an unsere Ohren. Was kann das sein? Waldgeheimnis! Es giebt in der Vogelwelt nicht nur Sänger, sondern auch Instrumentalmusiker, wenn sie freilich auch unserem Geschmacke nachgerade keinen großen Staat mit ihren Vorführungen machen dürfen. Der dort drüben so eifrig schnurrt, ist ein Herr Buntspecht und zwar von der großen Sorte. Wir haben nämlich für gewöhnlich drei Arten bei uns zu Lande: den großen, den kleinen und, aber recht selten, den mitt-

leren; gelegentlich verirren sich noch zwei andere zu uns, der dreizehige und der weißrückige. Unserer dort wird, wie vermutet, der große sein. Du willst das nicht so ohne weiteres glauben, die Melodei klingt dir als musikalische Leistung eines Vogels denn doch zu befremdlich? Gut! Non est in intellectu, quod non erat in sensu, sagt irgend einer, der noch nicht deutsch konnte, d. h. der Mensch glaubt nur das, was er sieht, hört, schmeckt, oder worauf man ihn mit der Nase drückt. Wir wollen uns vorsichtig an die alte Eiche, aus deren dürren Wipfel der Ton offenbar hervorschwirrt, heranpirschen, und dann wird mein Thomas finden, daß ich recht hatte. Hier, auf dem Papier habe ich es in der Hand, ob ich den Vogel sitzen bleiben oder wegfliegen lassen will, draußen in der Natur ist die Sache allerdings unsicher. Nun, er mag sitzen bleiben!

Bemerkst du dort oben im Gipfel der Eiche die wurmtrocken entrindete Astgabel, da, rechts über der Birke? Auf dem kleineren Zinken sitzt ein schwarzweißer Vogel etwa von der Größe einer Turteltaube. Energisch hämmert er auf den andern Zinken der Gabel los, so daß dieser in Schwingungen gerät. Nun hält er die abgestutzte Spitze seines meißelförmigen Schnabels an das von ihm in Bewegung gesetzte, vibrierende Holz, und dadurch kommt jenes wunderliche Gebrumm und Geschnurr zu stande. Das mag er schon ein Weile getrieben haben, er wird aber nicht aufhören, bis er mit seinem Signale Erfolg gehabt hat, und — meiner Seel' er hat ihn! Sieh, da kommt ein anderer Vogel der-

selben Art mit einem heiseren Gekicher durch das Zweiggewirr der laublosen Wipfel angestrichen und fliegt einige Male um die alte Eiche herum. Das ist ein weiblicher Buntspecht. Das Männchen hat bei der erfreulichen Erscheinung sofort seine musikalische Thätigkeit eingestellt und fliegt der Ersehnten entgegen; sie entflieht kokett, er hinter ihr her und beide verschwinden rasch unsern Blicken. Sie wird noch ein paar Tage ihr Spiel mit ihm treiben, auch ihn zu immer größeren verliebten Poßen reizen, sich ihm aber endlich ergeben.

Drüben jenseits der Wiese steht am Bache eine alte, hohe Esche. Da ist auch ein Vogelpärchen beschäftigt einen Hausstand zu errichten. Ich kann nicht sagen, wer von ihnen der Bräutigam und wer die Braut ist, das ist sogar ziemlich schwer zu entscheiden, wenn man die Tiere nahe vor sich hat. In ihrer Gestalt gleichen sie einigermaßen der Bachstelze und in ihrer Färbung dem Buntspecht: sie haben einen langen, unruhig beweglichen Schwanz und ein schwarzweißes Gefieder. Aber sie sind bedeutend größer als der Buntspecht und die Bachstelze zusammen. Sie gehören auch zu den Vögeln, die immer seltner bei uns werden, zum Glück für junge Häschen und Rebhühnchen und alle kleineren Sänger des Hains und der Flur, nicht minder für die Nachkommenschaft der Haushühner und Hausenten, aber zum Bedauern des Naturfreundes. Elstern sind es, geheimnisvolle Tiere, mit Zauber- und Hexenwesen nicht unvertraut. Abgesehen davon, daß man den Vögeln ihrer

Schädlichkeit wegen nachstellt, gereicht gerade der zauberhafte Nimbus, der sie umgiebt, ihnen zum Verderben. Im März schießen sie die Bauern, um die Kadaver an der Stallthüre aufzuhängen als Abwehr gegen Viehkrankheiten, Fliegen und die bösen Einflüsse des Fliegengottes, des Teufels. Das thun Bauern, und man kann ihnen ihre Albernheiten allenfalls verzeihen, was aber soll man dazu sagen, daß abergläubische jedoch fromme Damen aus der Elite der Nation Elstern, die in den zwölf Nächten (vom 25. Dezember bis zum 6. Januar) erlegt werden, zu einem Pulver verbrennen, das sie dann als „Diakonissinnenpulver“ gegen Epilepsie oder das „böse“ Wesen (man sieht das Teufelsschwänzchen!) der leidenden Menschheit wohlthätigst übermitteln. Die Dummen werden eben nicht alle!

Wie das Pärchen da vor uns eifrig beschäftigt ist. Sie tragen allerlei Reisig, am liebsten dorniges zusammen und es kommt ihnen dabei gar nicht darauf an in den Obstgärten die Pfropfreiser zu stibitzen, um für ihr großes Nest eine tüchtige Basis zu gewinnen, deren Lücken dann mit Erde, Lehm oder Kuhmist verstrichen und ausgefüllt werden. Scheint ihnen das Fundament ihrer Kinderwiege fest genug, so tragen sie Heu, Federn u. s. w. herzu, um das eigentliche Nest daraus zu verfertigen. Das Ganze wird dann mit einer aus verflochtenen Dornreisern gebildeten, festen Kuppel überdeckt. In liebenswürdigster, zärtlichster Weise plaudern die Gatten dabei miteinander und haben sich fortwährend etwas zu erzählen. Es mag recht interessant sein,

was sie sich mitteilen, denn Elstern kommen überall herum und sehen mit ihren scharfen Augen alles. Die 6—8 Eier, die das Pärchen haben wird, brütet es gemeinsam aus und in 5 Wochen hat es Junge.

Auch viele Raubvogelarten leben jetzt auf Freiersfüßen, aber ich bin nicht in der Lage, dir das Zeremoniell der Männchen beim Werben zu zeigen. Das thut mir leid, besonders wegen der Waldkäuze, die sich sehr grotesk dabei anstellen, hin- und hertanzen, ihr Gefieder in wunderlichster Weise sträuben und allerlei seltsame Töne von sich geben. Bei ihnen brüten die Weibchen allein, aber die Männchen tragen ihnen eifrig Mäuse zu, helfen später auch die Jungen füttern, was bei den meisten Raubvögeln sonst nicht der Fall ist. Die Jungen selbst sind allerliebste Watteballen mit klugen, großen, schwarzen Augen.

Auch die Wasseramsel fängt jetzt meist an, ihr kunstreiches großes Nest in einer Felsspalte, in einem Mauerloch, zwischen zwei alten Pfosten, oder sonst in einem geeigneten Schlupfwinkel, wenn er nur unmittelbar am Wasser und feucht ist, zu bauen. Freilich sie hält sich mit ihrem Brutgeschäft nicht pedantisch an eine bestimmte Zeit, sie weiß, daß sie fortwährend über die für ihre Nachkommenschaft geeignete Nahrung, über Wasserinsekten, Krebschen, wohl auch kleine Fischchen verfügen kann, wenn nur das Wasser, an dem sie haust, nicht völlig zufriert. Aber das ist wenig wahrscheinlich, denn sie sucht sich schon solche Stellen aus, an denen ihr die Nahrungsquelle jahraus jahrein zugänglich bleibt.

Man hat Anfang März, ja schon im Januar junge Wasseramseln beobachtet.

Leider wird auch dieser Vogel, der übrigens gleichfalls wie der Buntspecht und die Elster zur preußischen Couleur gehört, — er ist mattschwarz mit weißer Brust und Kehle — immer rarer bei uns. Die Bäche und Flüßchen werden reguliert, und damit verschwinden die günstigen Brutstätten, rücksichtslose Fabrikanten lassen die widrigen, giftigen und stinkenden Abzugsflüssigkeiten ihrer gewerblichen Anlagen in die Gewässer laufen und vernichten dadurch das darin lebende Futter der Wasseramseln. Außerdem sind die Vögelchen proskribiert als Fischdiebe, ein jeder Bube darf ihnen und ihrer Brut nachstellen, und sie auszurotten gilt für den Fischereipächter als ein wohlthätiges Werk. Mir freilich will das Herz dabei bluten!

Doch auf einmal wird es lebendig um uns am Forstrande. Tschick, tschick, tschärr! klingts von einem Baum, von einem Busch zum andern, graue Vögel in großer Zahl fliegen entlang der Waldlisiere, die von Südwesten nach Nordosten in gerader Richtung verläuft. Ziemer oder große Krammetsvögel, im wissenschaftlichen aber nicht im volkstümlichen Deutsch Misteldrossel genannt, sind es. Sie kommen bei dem schneefreien Wetter schon jetzt aus Südfrankreich und der oberen Schweiz und wandern ihrer Heimat zu. Sie gehörten zu großen Scharen, als sie aufbrachen, die aber immer mehr zusammenschmolzen, je weiter der Zug nach Norden ging, viele Tausende erreichten im Schwarz-

wald, im Taunus, in der Rhön und wie die Gebirge alle heißen mögen, die Deutschland durchqueren, ihre Heimat, und so wird der Wanderzug kleiner und kleiner und die muntern Reisenden gesellen sich unterwegs denen zu, die es vorzogen, die engere Heimat truppweise zu durchstreifen anstatt in das Ausland zu gehen.

Vor 50 oder 60 Jahren hätten wir in den Baumkronen auch noch andere ankommende und durchstreifende gefiederte Reisende sehen können, die jetzt freilich aus den meisten deutschen Wäldern verschwunden sind, — die Hohltauben. Die gesittete, moderne Forstkultur — hol' sie der Teufel! — hat mit den hohlen Bäumen aufgeräumt und läßt keine neuen mehr aufkommen, und so finden die Tiere keine Brutstätten mehr. Die wenigen, die allenfalls noch vorhanden sind, nehmen ihnen keckere, energischere weniger friedfertige Gesellen, Dohlen etwa oder Stare vor dem Schnabel weg.

Vor 500 oder 600 Jahren aber hätten wir in der jetzigen Jahreszeit auch die Wiederkehr der wilden Schwäne und Gänse erleben können, — die ziehen jetzt nur noch durch und weit, weit weg — in Ostpreußen liegen die Brutstätten der letzten deutschen Wildschwäne. Wie arm ist unser Vaterland an Vogelarten und an Vogelindividuen geworden und wie verarmt es immer mehr. Nur alte Ortsnamen unserer Heimat, Kranichfeld, Kranichborn, Kranichberg, Schwandorf, Schwanebeck, Schwansee erinnern an das Einst!

Doch, das sind mir traurige Betrachtungen an

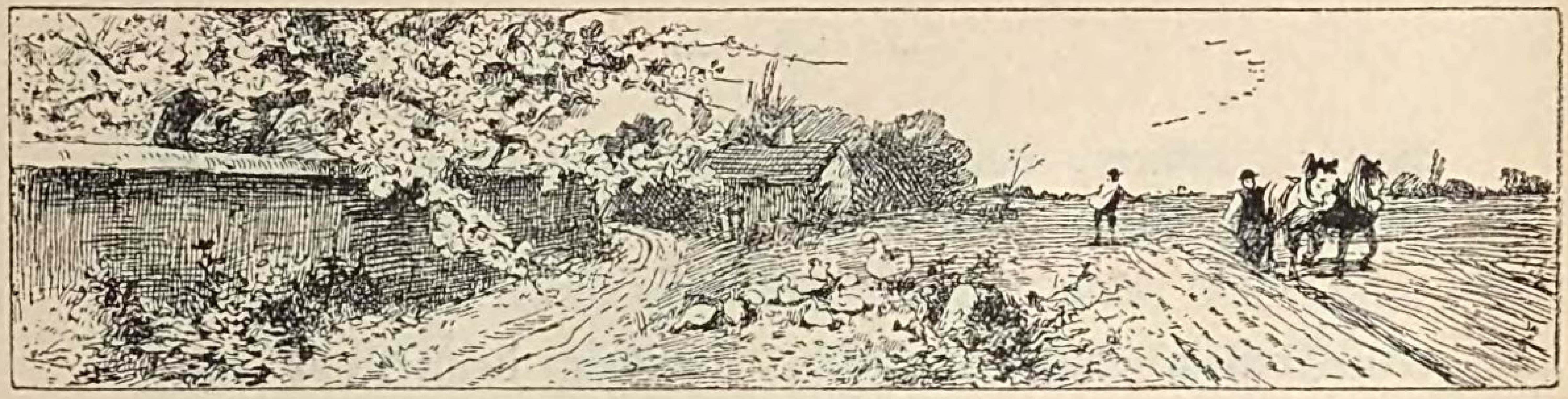
diesem schönen, gesegneten Vorfrühlingstag. Hinweg mit ihnen —

„Nun muß sich alles, alles wenden!"

Freilich muß sich alles wenden, denn schon kaltblütige Amphibien sind von der Hand des Lenzes und Hand der Liebe berührt. Vom Ufer des Teiches tönt das verliebte Gemurkse der Taufrösche, und voreilige Fröschinnen produzieren bereits unter Zusicht und Obhut liebender Gatten ihren Laich, der sich ausnimmt wie Kleister mit Schrotkörnern darin. Auch des „Teiches Hyäne", der breitschnauzige Hecht, fühlt ein tieferes, inneres, elegisches Rühren in seinem Tyrannengemüt und befleißigt sich seiner bescheidenen Liebesgenüsse. —

Vale, Februar, Stiefmonat des Jahres! Im März werden wir sehen, welch große Fortschritte die sog. alte, in Wahrheit ewig junge und ewig sich in sich und ihren Kindern verjüngende Mutter Natur in einer kurzen Zeit von vier Wochen zu machen imstande gewesen ist.





III. März.

Der Lenzmond, den man den Vater der Erkältungen nennen könnte, hat doch auch seine Vorzüge. Zunächst giebt es frische Hühnereier, und das ist wahrlich für so materiell beanlagte Menschenkinder, wie ich eins bin, keine Kleinigkeit, dann aber haben sich die lieblichen Kinder der bekannten Flora gegenüber den wenigen, die uns der Februar gönnte, nicht unbedeutend vermehrt, zum Troste und zur Erbauung poetisch angehauchter Gemüter. Die prächtige, violette Küchenschelle drängt sich an jenem kalkigen Abhange aus ihrem übersilberten Blattwerke in üppiger Fülle hervor, auf den lehmigen Äckern reckt sich die bescheidene, aber niedliche Vogelmilch dem Lichte entgegen, im Buchenwalde sehen uns wie tausend blaue Augen die lieben Leberblümchen aus dem dürren Laube an und predigen in ihrer Art die Allmacht des höchsten Wesens. Die Haselwurz, auch Leberkraut genannt, und einen Hauptbestandteil des Schneeberger Schnupftabaks bildend, treibt ihren kriechenden Stamm verstohlen unter der modern-

den Decke des Waldbodens, ab und zu Gruppen ihrer bräunlichen, nierenförmigen Blätter und ihre stiellosen, unscheinbaren, wie Pfeffer riechenden Blüten dem Auge preisgebend. An einer sumpfigen Stelle läuten die silbernen Schneeglöckchen den Frühling ein, und prunkt der noch blattlose Seidelbast mit seinen hellroten Blümchen. Hainanemonen nicken im leisen, linden Lenzwinde mit ihren weißen, rosa überhauchten Köpfchen dem Wanderer freundlich zu, und Bienen und Hummeln finden schon allerlei Schönes für ihre Saugrüssel.

Als ich ein Knabe war, galten mir März und April als die besten und angenehmsten Monate zum Sammeln. Dazu mögen verschiedene Ursachen vorhanden gewesen sein. Der graue Winter, der einen doch mehr in die Stube bannte, war vorbei mit seinen kurzen Tagen, der alljährliche Reiz der Abwechslung machte sich geltend, und die Schar der Insekten, deren Fang ich oblag, war noch eine beschränkte. Später im Frühling oder gar im Sommer wurde sie unübersehbar, ich selber aber blasierter, anspruchsvoller und wählerischer, und Angesichts einer Raupe, um die ich im März ein paar Stunden weit gelaufen wäre, war ich oft unsicher, ob ich sie mitnehmen sollte oder nicht.

Das Sammeln hat für mich wenig Interesse mehr. Ich führe zwar bei meinen Ausflügen ein oder das andere Schächtelchen oder Reagenzröhrchen mit mir, denn man kann immer nicht wissen, ob man nicht doch irgend etwas besonderes, eine seltene Abart oder eine Mißbildung antrifft, oder ein Naturobjekt, mit dem man

einem Bekannten ein großes Vergnügen machen kann. Sonst ist mein Sinn jetzt mehr auf das Beobachten der lebenden Natur gerichtet, „da Gott die Menschen schuf hinein". Es giebt immer etwas zu sehen, denn die schöne Welt um uns ist so groß, so groß!

Zahlreiche, schwarze Spinnen hat der warme Sonnenschein hervorgelockt, und sie laufen in Gesellschaft einer Menge mehr oder weniger hurtiger, dunkler Käfer munter auf Wegen und Stegen herum. Hier und da kriecht eine wunderliche, schwarze Schnurassel oder ein Tausendfuß, und über die seitlichen Pallisadenwerke seiner Beine läuft es rhythmisch wie Wellen, jenachdem das Tier seine Gliedmaßen abwechselnd gruppenweise hebt oder senkt.

Die Tausendfüße bilden eine seltsame Klasse von Gliedertieren und die meisten sind ein lichtscheues, feuchte Orte liebendes Gesindel, das das Volk entweder für Würmer oder für langgestreckte Asseln hält. In der That giebt es in gebirgigen Gegenden unseres Vaterlandes gedrungene Formen (Glomeris), die Asseln nicht wenig gleichen, schwarzbraun von Farbe, mit zwölf am Hinterrande gelb gesäumten Leibesringen und mit siebzehn Beinpaaren. Sie besitzen, genau wie Asseln, die ausgesprochene Fähigkeit, sich zusammenzukugeln, und daher ist es sehr verzeihlich, wenn der Laie sie mit den an ähnlichen Orten lebenden Landasseln zusammenwirft. Der Bursche, der da vor uns schleicht — es ist ein Julus — hat zwar sehr zahlreiche Beinpaare, mit Ausnahme der fünf oder sechs ersten an jedem Körperringe

zwei Paare, aber alle zusammen machen noch lange keine Tausend aus. Wenn wir ihn belästigen, rollt auch er seinen walzenrunden Körper zusammen, aber zu einer in einer Ebene aufgewundenen Spirale, denn zum einfachen Einkugeln ist er zu lang. Sein Panzer besteht wie bei den Insekten aus einer besonderen Hornsubstanz, die nach dem griechischen Worte chiton, Rock, Chitin, also Rockstoff heißt. Aber bei ihm ist der Rockstoff weit reicher an Kalk als bei den Insekten, und unter dem moderndem Laube könnten wir die Reste seiner verstorbenen Angehörigen in Gestalt einzelner, oder noch gruppenweise vereinigter weißer Ringe finden.

Ein Punkt in der Organisation trennt die Tausendfüße weit von den Krebsen und damit von den, zu diesen gehörigen Asseln: die Beschaffenheit ihrer Atmungswerkzeuge, durch die sie sich aber den Insekten nähern. Alle Krebstiere haben, mit Ausnahme einiger Formen, die überhaupt keine selbständigen Respirationsapparate besitzen, Kiemen, d. h. Ausstülpungen des Körpers, in die das Blut eintritt und, nach Aufnahme von Sauerstoff, wieder austritt. Allerdings sind gerade bei den Landasseln die Kiemen sehr eigenartig und abweichend entwickelt. Bei den Tausendfüßen und Insekten aber sind die Atmungsorgane Einstülpungen der Oberfläche des Körpers, und bei ihnen sucht die Luft das Blut, in den Kiemen der Krebse aber umgekehrt das Blut die Luft aus.

Die Eingänge zu den Respirationswerkzeugen sind bei Insekten und Tausendfüßen runde oder schlitzförmige,

meist von einem Hornrahmen umgebene und oft durch augenwimperartige Vorrichtungen vor dem Eindringen von feinen Unreinigkeiten geschützte Öffnungen, die sog. Stigmen, Spirakula oder Luftlöcher, die bei manchen nackten Raupen, z. B. des Linden- oder Ligusterschwärmers, von einem besonders gefärbten Ring eingefaßt und dadurch sehr kenntlich sind. Hier bei unserem Julus sind sie hingegen außerordentlich schwer zu finden, da sie sehr klein sind und neben den Hüften versteckt liegen. Sie führen in zarte Röhrchen, deren Wandungen durch spiralig angeordnete Chitinfasern gestützt sind, und die, sich in immer feinere Ästchen auflösend, den ganzen Körper durchziehen. Die Juliden leben von Pflanzenstoffen und sind insoweit harmlose Tiere, als sie nur über Schutzwaffen verfügen, die in Gestalt von Drüsen an den Körperseiten sich nach außen öffnen und einen scharfen Saft absondern, der unter Umständen — bei den in verschiedenen Gewächshäusern Deutschlands beobachteten, aber wahrscheinlich mit ausländischen Pflanzen eingeführten Paradesmus gracilis — sogar Blausäure enthalten soll.

Neben den Juliden giebt es noch eine zweite Ordnung der Tausendfüße, das sind die Skolopendren, die noch lichtscheuer als jene sind, einen niedergedrückten, abgeplatteten Körper und an jedem Leibesringe nur je ein Beinpaar haben, sich viel rascher schlängelnd bewegen und sich als verwegene Räuber von tierischer Nahrung ernähren. Sie haben am zweiten Körperring jederseits ein sehr kräftiges sichelförmiges, aus der Um-

gestaltung eines Beines hervorgegangenes Organ, mit dem sie ihre Beute beißen. Es läuft am Ende in eine sehr scharfe Klaue aus, deren Spitze von dem Ausführungsgange einer ein sehr starkes Gift absondernden Drüse durchbohrt ist. Beißt die Skolopender damit zu, so ergießt sich der giftige Saft sofort in die geschlagene Wunde. Tropische Formen von 0,23 m Länge können selbst dem Menschen gefährlich werden, und es sind Fälle bekannt, in denen von solchen höchst unheimlichen Riesen gebissene Personen gestorben sind. Gott sei Dank, daß wir mit solchen Bestien verschont geblieben sind — man erschrickt schon, wenn beim Umdrehen festliegender Steine unsere größte, bis 8,5 cm lange Art (Geophilus subterraneus) sich rasch schlängelnd zu verbergen sucht.

Viele Arten, gerade der Skolopendren, sind sowohl horizontal wie vertikal weit verbreitet, scheinen gegen Kälte wenig empfindlich zu sein und verfallen auch nicht wie die Juliden in einen anhaltenden, sondern höchstens in einen häufig unterbrochenen Winterschlaf. —

Die Schmetterlingssammler können, wenn sie ihre Sache sonst verstehen, im März schon gute Geschäfte machen, denn es giebt zahlreiche, überwinterte Raupen, man muß sie nur zu finden wissen. Einige wandern, mit für Raupen auffallender Eile, ruhelos umher, wobei ihr langhaariger Körper sich in sehr eigener Art wellig von vorn nach hinten senkt; aus ihnen entwickeln sich die Rostbären, Nachtschmetterlinge, Spinner mit schwachbeschuppten, vorn zimmetbraunen und hinten mattroten Flügeln. Langsamer kriegt am Grasrain eine große, wie mit braunem Plüsch über-

zogene Raupe (vom Brombeerspinner — Gastropacha rubi), die sehr übelnehmisch ist und sich bei der leisesten Berührung zusammenrollt. Die Raupe ist stellenweise sehr gemein, aber den Schmetterling sieht man nur selten einmal, da er sehr versteckt zu leben scheint.

Beide Raupenarten hätten sich auch im Herbst verpuppen können, denn sie fressen nach dem Erwachen aus dem Winterschlafe nichts mehr, brauchen aber die Bewegung. Man thut nicht gut, sie im Herbst einzusammeln und sie zu Hause zu überwintern, man müßte denn im Frühjahr einen größeren Rasenplatz zur Verfügung haben, auf dem sie sich auslaufen können. Wenn ihnen das versagt ist, spinnen sie sich zwar ein, aber gehen meist nicht in den Puppenzustand über, sondern trocknen ein. Sollte sich dennoch eine verpuppen, so ist zwanzig gegen eins zu wetten, daß die Puppe keinen Schmetterling liefern wird.

Das ist eine ganz bekannte Thatsache im Kreise der Fachleute, aber ihr Grund ist unbekannt. In ältern Büchern liest man wohl, die betr. Raupen brauchten die Bewegung, um den seit dem Herbst im Darm befindlichen Kot gewissermaßen zu lockern und loszuwerden, bevor sie sich verpuppen. Möglicherweise verhält sich die Sache so, aber nähere Beobachtungen und eingehendere Untersuchungen über die immerhin interessante Erscheinung sind mir nicht bekannt geworden.

Eine andere Raupe muß auch die Gelegenheit haben zu laufen, bevor sie sich einpuppt, widrigenfalls der Schmetterling nicht erscheinen wird. Das ist die

unseres schönsten unter den heimischen Abendfaltern (zu denen ich weder den Oleander- noch den großen Weinschwärmer als bloße Gäste rechnen kann), des Nachtkerzenschwärmers (Pterogon oenotherae).

Die meisten Raupen, die sich jetzt finden, leben versteckt auf dem Boden, unter Steinen, abgefallenem Laub, vorjährigen Blättern niederer Pflanzen, ernähren sich besonders nachts von Graswurzeln u. dergl. und gehören wesentlich zur Familie der Eulen. Aus ihrer nächtlichen, versteckten Lebensweise kann man von vornherein schon schließen, daß sie von unscheinbarer Färbung sein werden: sie sind schmutziggrau oder graubraun, öfters mit unbestimmten, dunkleren Streifen oder schwacher Marmorierung, manche haben eine durchscheinende Haut, andere glänzen wie lackiert oder haben feine Warzen. Es giebt Seltenheiten unter ihnen, aber auch häufige, die in manchen Jahren so massenhaft auftreten können, daß sie nicht nur dem Graswuchs und anderen niedern Pflanzen im allgemeinen, sondern namentlich auch dem jungen Getreide sehr schädlich werden können.

So hat die Raupe der Lölcheule (Neuronia popularis) im südlichen Bayern gelegentlich schon die ganzen Wiesen leer gefressen; eine andere, die der mehr in nördlichen Gegenden, auch Amerikas lebenden Graseule (Charaeus graminis) erscheint bisweilen in so ungeheuren Mengen, daß Hungersnot unter ihnen einreißt und sie zu Wanderungen gezwungen werden. Die bekannteste und verbreitetste, in ganz Europa und Nordamerika, in sehr vielen Gegenden Asiens, auch in Südafrika vorkommende

Ackereule ist die Wintersaateule (Agrotis segetum), die auch schon in ganzen Länderstrichen die Wiesen und Äcker, selbst die Tabaksanpflanzungen kahl gefressen hat.

Es läßt sich unmittelbar nicht viel gegen diese schädlichen Tiere thun, das Einsammeln, besonders nachts, wenn sie fressen, mit Laternenschein, ist denn doch zu umständlich. Das beste Gegenmittel ist Schonung von Krähen, Staren, Maulwürfen und anderen insektenfressenden Tieren. Dem Vertilgungswerk der Vögel kann man entgegenkommen, wenn man früh nach Sonnenaufgang die befallenen Wiesenstücke harkt. Es ist übrigens auch eine bemerkenswerte Thatsache, daß man manche Arten der Ackereulen, deren Raupen so häufig sind, so selten als Schmetterlinge zu Gesicht bekommt. So habe ich die Rinden-Ackereule (Agrotis corticea), deren Raupen man bei Weimar auf gewissen Triften am Ettersberg bei Tausenden sammeln konnte, als Schmetterling nur zweimal in meinem Leben im Freien gefangen. Das Tier muß sehr versteckt leben — ich fing meine beiden Exemplare, wie sie auf der Erde hinliefen —, wahrscheinlich ist auch seine Flugzeit eine nur sehr kurze. —

Es ist jetzt auch die Zeit, die seltsamen Raupen von noch viel seltsameren Schmetterlingen zu suchen: die der Glasflügler oder der Sesien.

Drunten im Thale, vor dem Thore, längs des munteren Bächleins, liegen zahlreiche kleinere Gärtchen mit winzigen, im Laufe der Jahre silbergrau gewordenen Holzhäuschen darin, alles sehr nett, umgeben von lebendigen Zäunen, akkurat zerlegt durch zwei sich kreuzende

Wege in vier größere Parzellen, die wieder in je drei besondere Felderchen geteilt sind. Um die ganze Herrlichkeit herum und immer entlang des Zaunes gehen gleichfalls Wege und alle sind mit kurzgeschnittenem Buchsbaum eingefaßt, der ein fußhohes, für Hand und Auge undurchdringliches Dickicht, einen köstlichen Schlupfwinkel für Schnecken und anderes Ungeziefer bildet. Zwischen dem Buchsbaumdickicht und den mit Bohnen, Möhren, Dill, an dem man im Sommer die wunderschöne Raupe des Schwalbenschwanzes suchen muß, Kohlrabi, Kohl in allerlei Arten 2c. sorgsam bestellten Felderchen, zieht sich ein vier Fuß breites Beet im ganzen Garten herum. Hier wachsen, je nach der Jahreszeit, die verschiedensten altmodischen Blumen, seit Jahrhunderten die Freude des deutschen Bürgersmannes: weiße Lilien und Feuerlilien, Sturmhut und Rittersporn, brennende Liebe (Verbena) und Levkojen, Balsaminen und Veronika — es ist wundervoll! Jetzt freilich ist der Flor noch spärlich: an den Ecken ein paar Narzissen, hin und wieder ein Büschlein gefüllter blauer und roter Leberblümchen, schwarzblaue Traubenhyazinthen oder „Schlotfegerchen", eine „Jungfer in Haaren", auch „Braut im Grünen" oder „Gretel im Busch" genannt, mit lauter Namen, an denen der poetische Zauber einer langen Vergangenheit haftet; die Wissenschaft nennt die allerliebste, hellblaue, von fein zerfaserten Blatthüllen wie von einer Perücke umgebene Blume Nigella damascena.

Das ist die Freude der Alten. Dazwischen aber wächst, was jetzt noch Hoffnung der Jungen ist, zehn

Wochen später aber ihre Versuchung werden wird: Johannesbeer- und Stachelbeersträuche, freilich auch nur in altmodischen, anspruchslosen Sorten. Hinten aber am Bache, rechts vom Gartenhäuschen, ist eine Plantage von Himbeeren, Freude und Hoffnung zugleich der Mutter, die jetzt schon die heißen Stunden vor sich sieht, die ihr blühen werden, wenn's an das Einkochen und Einmachen der köstlichen Früchte geht. Sie denkt weiter und weiter, sie sieht, daran anknüpfend, den Mittagstisch am Konfirmationsfeste ihres ältesten Mädels, der Gertrud, das nächste Ostern fällt, so Gott will, und sie sieht, ein Schatten huscht dabei über ihr gutes Gesicht, ihr Bernhardchen krank, mit vom Fieber glühenden Köpfchen, und wie sie das Nesthäkchen labt mit den wohlschmeckenden, kühlenden Thaten ihrer fleißigen Hände.

Der Vater war schon umfassend wirksam in seinem bescheidenen Besitztum, unter anderem hat er auch Musterung gehalten in dieser Himbeer-Plantage und alle abgestorbenen, vorjährigen Stengel ausgeschnitten und zu einem Bündel vereint über den Zaun auf den zwischen den Gärten sich hinziehenden Feldweg geworfen. Sie nun bergen zunächst unsere Hoffnung und, wenn alles gut geht, unsere Freude.

Lache nicht, Freund, bevor du weißt, worum es sich handelt! Unter den dürren Himbeerstengeln sind verschiedene, denen man ansieht, daß sie krank waren, bevor sie verdarben. An ihrem oberen Teile hängen noch Reste von Büscheln verkrüppelter Blätter, und ihre

Spitzen sind gekrümmt und verhutzelt. Solche Stengel gerade brauche ich. Ich spalte einen der Länge nach, und, sieh, er ist nicht völlig mit Mark gefüllt, sondern an einer Stelle hohl, und in der Höhlung sitzt ein gelbweißer Wurm. Dieser Wurm aber ist die Raupe eines ansehnlichen Glasflüglers, des schmalbienenförmigen (Bembecia hylaeiformis).

Vom Feldwege zweigt sich, wo die Gärten aufhören, ein Pfad zu der mit einzelnen, alten Zwetschenbäumen bestandene Trift ab, an deren Ende einst der Galgen stand. Über den bereits grünenden Rasen erheben sich gruppenweise dürre, zerstreut stehende Stengel, die bleichenden Reste der vorjährigen Pflänzchen der cypressenblättrigen Wolfsmilch. Wir gehen hin, ich raufe einige heraus und verfahre mit ihnen wie mit den abgestorbenen Himbeerstengeln. Auch in diesem Falle begünstigt uns das Glück: im Innern von zweien finde ich je eine Raupe, ähnlich der des schmalbienenförmigen Glasflüglers, nur kleiner. Das ist die des blattwespenförmigen (Sesia tenthrediniformis).

Die Sesien haben eine merkwürdige Ähnlichkeit mit stechfähigen und stechlustigen, wespenartigen Insekten und daraus erwächst ihnen ein wesentlicher Schutz, denn sie führen unter der Maske dieser, von Vögeln und Laubfröschen gemiedenen Tiersippe ein ziemlich unbehelligtes Leben. Die Entomologen haben nun verschiedene Ähnlichkeiten zwischen den Glasflüglern und Wespen, aber auch Fliegen herausfinden wollen und haben sie danach benannt. Da haben wir die bastard-

wespen-, schlupfwespen-, raubfliegen-, schnakenförmige rc. Eine der gemeinsten, die als Raupe in Pappeln lebt, heißt sehr verkehrter Weise die bienenförmige (apiformis), gleicht aber so genau einer Hornisse, daß auch ich das Tier erst nach genauer Besichtigung anzufassen wage, denn vor Hornissen habe ich einen heiligen Respekt.

Doch der Name geht immer noch an, was sagst du aber dazu, daß man eine Art nach dem entomologischen Durchforscher Lapplands, Zetterstedt, Zetterstedtiformis genannt hat? Wenn der Benenner keinen schlechten Witz zu machen beabsichtigte, was wir zu seinen Gunsten annehmen wollen, so war er entweder sehr geschmacklos oder recht ungebildet. Es giebt noch mehr solche Geschmacklosigkeiten, wie z. B. Rhinoceros Schleiermacheri, von anderen zu schweigen.

Wenn die Glasflügler die Puppe verlassen, haben sie völlig bestaubte Flügel, wie andere Schmetterlinge auch, aber der größte Teil des Staubes haftet so locker, daß er bei den ersten Bewegungen des Schmetterlings verloren geht. Das ist ein wunderliches Ding! Dieser Schuppenstaub ist eine für das Leben des Tieres ganz gleichgültige Sache, aber dennoch bringt es ihn mit auf die Welt. Ja, könnte man sagen, hierin spricht sich einmal wieder das Beharrungsvermögen der Erscheinungen in der organischen Welt, die Erblichkeit aus. Die Sesien stammen offenbar von Vorfahren ab, die ein vollkommenes Schuppenkleid auch auf den Flügeln trugen und deshalb findet es sich noch als eine Art „rudimentäres Organ" bei den späten Enkeln. Aber schon ist es stark

im Abklingen begriffen, und es ist nur noch eine Frage der Zeit, daß es ganz verschwindet, was wir beide freilich nicht erleben werden und unsere Nachkommen in der tausendsten Generation auch noch nicht. Was macht's? Die Natur hat Zeit, sie kann warten, und was in hunderttausend Jahren noch nicht geschehen ist, kann im millionsten Jahre vor sich gehen! Wenn die Menschen sich nur abgewöhnen wollten, bei Beurteilung vieler Naturerscheinungen für die Zeit die kurze Spanne ihrer Lebensdauer und für den Raum die Verhältnisse ihrer winzigen Persönlichkeit als Maßstab anzulegen.

Die Sesienmütter haben einen langen, kräftigen Legbohrer, und sie bringen die Eier mit ihm einzeln in die Futterpflanze, ziemlich oberflächlich, aber die Raupen fangen sofort nach dem Ausschlüpfen an, sich tiefer einzunagen. Sie sind weißlich, mit einem stärkeren oder schwächeren Stich ins Gelbliche und der mit Fraßspänen gefüllte Darm schimmert als dunkler Rückenstreifen durch die zarte, sehr schwach behaarte Haut durch. Der Kopf ist kräftig und mit dunklerem, festerem Chitin bekleidet. Die unechten, oder Bauchfüße und die sog. Nachschieber sind auffallend schwach entwickelt, genügen aber für die langsamen Bewegungen der aufwärtssteigenden Raupen, die sich, wie im Schlaraffenlande, durch ihre Nahrung durchfressen. Ihre Nagegänge werden natürlich immer weiter, in dem Maße wie ihre Körperfülle selbst zunimmt.

Kurz vor der Verpuppung nagt sich die Raupe einen Weg bis dicht unter die Außenseite ihrer Futter-

pflanze, dann macht sie sich ein mit ihren Kotbällchen verstärktes Gespinst und wird zu einer seltsamen, sehr lang gestreckten Puppe, deren Hinterleibsringe nicht so dicht wie bei anderen Schmetterlingsnymphen aneinanderschließen und oben auf dem Rücken an den Hinterrändern mit einer Reihe rückwärts gerichteter Dornen besetzt sind. Diese Dornen sind sehr wichtig für das Tier. Enthält nämlich die Puppe einen zum Auskriechen reifen Schmetterling, dann schiebt sie sich aus dem lockeren Gespinst und den Gang bis an die Außenseite ihrer Wohnung hinauf. Daß sie das aber kann, ist das Verdienst jener Dornen, mit denen sie sich beim Aufwärtssteigen gegen die Wandungen ihres Tunnels stemmt, wodurch ihr Zurückgleiten verhindert wird.

Wie es der Schmetterling freilich anfängt, das Freie zu gewinnen, weiß ich nicht. Ob er, noch in der Puppenhülle befindlich, den Deckel seines Fluglochs mechanisch mit Gewalt durchstößt, oder aber mit dem Kopfe jene Hülse noch innerhalb des Ganges sprengt und dann einen auflösenden Saft aus dem Maule von sich giebt, wie wohl gesagt worden ist, vermag ich nicht anzugeben. Es ist mir aber wahrscheinlich, daß die Sache in ersterer Art vor sich geht. Jedenfalls schiebt der Falter noch sein Puppenkleid zur Hälfte aus dem Flugloche heraus, bevor er es völlig verläßt, denn so sieht man es im Sommer an den von Glasflüglern bewohnt gewesenen Pflanzen hängen.

Will man die in dünnen Pflanzenstengeln hausenden Sesienraupen aufziehen, so bindet man die gespaltenen

Teile wieder fest zusammen und steckt sie aufrecht in Flußsand, den man von Zeit zu Zeit gelinde anfeuchtet. Ich habe wohl auch dürre, vorjährige Wolfsmilchstäudchen an Stellen, wo, wie ich wußte, die Blattwespensesie vorkam, bei Hunderten gesammelt, in erwähnter Art behandelt und konnte in der Regel auf etwa ein Dutzend der schönen Schmetterlinge rechnen. Bei solchen Gelegenheiten sah ich sie auch im Vollbesitz ihrer wunderschön stahlblau schillernden Flügelschuppen. Die Sesien haben mich, wie Weidenbohrer und andere im Innern von Pflanzen lebende, zum Teil gerade recht seltene Schmetterlinge als Knaben fast zur Verzweiflung gebracht: sie haben nämlich die unleidige Gewohnheit als Kadaver in der Sammlung ölig oder, wie man es nennt, speckig zu werden. Dadurch entwickelt sich an den Insektennadeln, an die sie gespießt sind, Grünspan, und die Tiere können eine ganze Sammlung entstellen. Durch geeignete Behandlung mit Schwefeläther kann man den Schaden leicht abhelfen, aber das wußte ich damals nicht. Ich wußte damals auch nicht, weshalb gerade die Schmetterlinge, die als Raupen in Holz, Disteln, Rohr u. s. w. wohnen, im toten Zustande diese Erscheinung zeigen, und — das weiß ich auch heute noch nicht. Daß man, wie wohl geschieht, den männlichen, in den kleinen Leichen enthaltenen Zeugungsstoff dafür verantwortlich machen will, ist Unsinn, denn bei den weiblichen Individuen, auch bei im jungfräulichen Zustande getöteten, zeigt sich ganz das Nämliche. —

Käfer, die als Larven in Pflanzen leben, werden

in den Sammlungen nicht speckig, wenigstens nicht mehr als andere auch. Die Zahl solcher Gäste ist bekanntlich Legion, besonders im Baumholz, aber man findet ihrer doch auch in Gewächsen, wo man sie kaum erwarten sollte. Zögen wir gerade in diesem Monat eine Anzahl von Bupleurum-Pflanzen aus der Erde und durchsuchten ihre Wurzeln, so ist es ziemlich wahrscheinlich, daß wir auf die dem Auskriechen nahen Puppen eines Bockkäfers stoßen würden. Der Käfer, er heißt Phytoecia cylindrica „die walzenförmige Pflanzenbewohnerin" ist zwar keine große Seltenheit, aber auch nicht gerade häufig. Er ist von schmächtigem Bau, etwa 7—8 mm lang und schwarz mit feiner seidenartiger Behaarung.

Wäre der Tag nicht schon zu weit vorgeschritten, so könnten wir noch an den Fluß gehen, wo wir alle Hände voll zu thun finden würden. Es muß stark getaut haben in den letzten Tagen im Gebirge, und der Schnee scheint mit Regen weggegangen zu sein. Daher hat sich heute Nacht Hochwasser eingestellt und damit eine köstliche Erntezeit für den sammelnden Zoologen. Ich habe in meinem ganzen Leben nicht so viele Insekten beieinander gesehen, wie einmal als Tertianer am Ilmufer bei Berka nach einem plötzlich eingetretenen Hochwasser. Allerdings war es nicht Ende März, sondern acht Wochen später im Jahre. Jeder Grashalm, jeder Pflanzenstengel am Wasserrande wimmelte von verzweifelnden Schiffbrüchigen, auf jedem treibenden Holzspan, Blatt oder Zweig saßen sie dicht

beieinander, Freund und Feind, alle nur von dem einen Gedanken beseelt: Rettung, Rettung!

Seltene Sachen, die man sonst kaum zu sehen bekommt, kann man bei solchen Gelegenheiten und oft massenhaft fangen. Ich habe einmal, auch am Ilmufer oberhalb Weimar, Ende März in einer Stunde, abgesehen von einer ganzen Anzahl des schönen, blauen Laufkäfers Leïstus spinibarbis und des nicht weniger schönen, aber viel häufigeren Panagaeus crux major nicht weniger als über zwei Dutzend des sonst in Thüringen, wenigstens in der Umgebung meiner Vaterstadt recht seltenen, zwar kleinen aber prächtigen, sich ganz ausländisch ausnehmenden Callistus lunatus gefangen. Nördlich von einer, von Elberfeld über Göttingen nach Breslau gezogenen Linie kommt dieser Laufkäfer in Deutschland überhaupt nicht vor.

Ja, das waren schöne Zeiten; damals konnte ich mich freilich noch flotter bücken und besonders hurtiger wieder aufrichten als heutzutage!

Schummel, ein vor fünfzig Jahren bekannter Entomologe, fand einmal Ende Februar 1843 auf einem zwischen Oder und Olau gelegenen Hofe bei einer Überschwemmung nicht weniger als 105 Arten von Käfern in 910 Exemplaren. Die meisten waren häufige Tiere, doch waren auch vier Stück Panagaeus crux major dabei. Merkwürdig ist auch die Gegenwart eines, übrigens seltenen Prachtkäfers (Coroebus elatus) unter dieser Käferschar, denn die Prachtkäfer sind echte Sommer-

und Sonnentiere, die sonst als Larven oder Puppen in ihren Futterpflanzen überwintern. —

Unsere Vogelwelt hat in den letzten Tagen auch Zuwachs erhalten.

Horch! wie es schon schallt aus dem laublosen Hain, allen voran Frau Drossel. Sei mir gegrüßt, Freundin meiner Jugend, die du mit deinem andern Namen „Zippe" Gevatter standest, als mein liebster Schulkamerad und Waldgenosse seinen Spitznamen erhielt. Bei Mars la Tour haben sie ihn begraben. Daher kommt es, daß, wenn ich deiner, Frau Drossel, gedenke, ich immer meinen an Körper und Geist gleich prächtigen Fritz vor mir sehe statt dich, und daß, wenn ich dich höre, mir das Auge noch feucht wird nach so vielen Jahren.

Es sind herrliche Sängerinnen, die Drosseln, und die Melodie ihres Liedes will nicht recht passen zu dem banalen, aber die Töne nicht schlecht wiedergebenden Texte, den ihr meine Thüringer untergelegt haben: „David, David, drei Nösel für eine Kanne, — Prosit! Prosit! Lotterhans, Kuhdieb, Kuhdieb!" Am schönsten singt die männliche Zippe hoch oben im Buchenwipfel, wenn das Weibchen brütend weiter unten im Neste auf einem breiten Ast des Baumes sitzt. Das Nest der Drossel ist ein wahres Kunstwerk, eine große, außen mit grünem Moos bedeckte, innen aus Erde oder Lehm, selbst aus Kuhmist, vermischt mit Sumpfmoos, bestehende hohle Halbkugel. Gelegentlich benutzen die Vögel wohl auch

feuchtes, faules Holz oder Mulm zum Bauen, und dann soll das Nest im Dunkeln leuchten.

Die Drossel ist am früheſten munter im Walde und geht am spätesten zur Ruhe, bisweilen scheint der Mond schon, wenn sie ihr letztes Abendlied pfeift. Gern sehe ich den lebhaften Vögeln zu, wenn sie auf dem Boden ihrer Nahrung nachgehen: ein jedes welke, alte Blatt wird umgewendet, denn in dem feuchten, modernden Laub wimmelt es von Würmchen, Schneckchen, Käfern und allem möglichen Getier. Nach einer Weile richtet sich die Drossel hoch auf und ihre gelblich graue, schwarzbraun gestrichelte Kehle wird auf weithin sichtbar. Der Vogel hält Umschau, er „sichert", dann läuft er geduckt ein paar Schritte, macht wieder Halt und sieht um sich, — alle seine Bewegungen auf dem Boden haben etwas Ruckweises, Marionettenhaftes. Fällt noch einmal Kälte ein im Frühling, so daß die niedere Tierwelt in ihre Winterquartiere zurückgescheucht wird, dann suchen die armen Zippen nach vergessenen eingetrockneten Beeren des Vorjahres, sie machen sich an die nahrhaften, mehlreichen Wurzeln des Aronkelches, die leicht zugänglich sind im feuchten Erdreich, oder fliegen auf die Wiesen nach den Wurzelknöllchen der Feigwurz (Ranunculus ficaria).

Eine andere, größere Drosselart, die Wachholderdrossel oder echte Krammetsvogel erscheint jetzt in großen Massen aus dem Süden kommend und seiner nördlichen Heimat zuwandernd in unsern Wäldern.

Die Wachholderdrossel ist ein sehr bemerkenswerter

Vogel. Bis zum Jahre 1852 war sie in Mitteldeutschland als Brutvogel unbekannt, seit dem Jahre aber hat sie sich an manchen Orten, besonders in der östlichen Hälfte gar sehr vermehrt und hier hat sie Liebe vortrefflich beobachtet.

Zur Belebung der Natur durch Gesang trägt die Wachholderdrossel wenig bei, es sind herzlich schlechte, wenn auch wohlgemeinte musikalische Leistungen, die sie zum besten giebt. In anderer Beziehung aber machen sich die Vögel recht bemerkbar, nämlich durch ihre Geselligkeit. „Hier (im südöstlichen Thüringen), berichtet Liebe, halten sie in den Baumwipfeln eine Art Gespräch, indem einzelne kurz schick, schick rufen und die andern von demselben und von den benachbarten Bäumen aus antworten. Dann schieben die Männchen in das Geplauder eine Menge nicht sehr lauter zirpender und schnarrender Laute ein, wie schirr oder skirr oder sirr und ähnliche und das ist ihr allerdings sehr anspruchsloser Gesang.“ Diese Versammlungen finden dreimal täglich statt: am Morgen, Mittag und Abend. Haben sie morgens genug geplaudert und wird ihr Appetit lebendig, dann giebt der eine oder der andere aus der Gesellschaft, der Führer gewissermaßen oder Senior, mit einigen kurzen, harten Tönen schack! schack! das Signal und die ganze Bande begiebt sich auf das benachbarte Gelände, wo sie sich gern den Staren zugesellen. Werden die Wachholderdrosseln gestört, wenn sie unter den Staren sind, so erheben sich alle zugleich mit diesen, fliegen eine kurze Weile mit ihnen, schwenken dann aber,

wie auf Kommando, aus der Schar heraus und suchen eine schützende Baumgruppe. Sind sie hingegen nur unter sich beschäftigt und werden beunruhigt, so fliegen sie einzeln ab.

Liebe hat den hochinteressanten Nachweis geliefert, daß sich die in Deutschland frisch eingewanderten Kolonien anders wie schon länger ortsansässige verhalten. Die letztern haben sich den Verhältnissen, wie sie Mitteldeutschland bietet, und die nicht unbeträchtlich von denen der ursprünglichen Heimat, des hohen Nordens abweichen, recht hübsch angepaßt. Sie nisten am liebsten im Stammausschlag der hohen Erlen, wie sie an den Wiesenbächen bei uns so vielfach stehen, während die Neulinge noch an der im Norden notwendigen und unvermeidlichen Gewohnheit festhalten, ihre Nester im Nadelholze anzulegen. Diese schreiten auch, entsprechend dem später beginnenden nordischen Frühling, erst Mitte Mai zur Brut, jene im Anfang des Monats oder schon Ende April.

Eine dritte deutsche Drosselart hat in historischer Zeit, unter unsern Augen gewissermaßen gleichfalls ihre Lebensweise gar sehr geändert. Sie hat angefangen, sich dem Menschen in auffallender Weise anzuschließen. Das ist die Amsel.

Die Amsel oder Schwarzdrossel ist ein in manchen Beziehungen hochinteressantes Tier. Zunächst einmal sind die Geschlechtsunterschiede für eine Drosselart sehr bemerkenswert: Das ausgewachsene Männchen des zweiten Jahres ist durchaus schwarz und hat einen

orangeroten Schnabel, der nicht wie beim Star im Winter seine Farbe ändert. Das Weibchen und das junge Männchen des ersten Jahres sind rauchgrau mit grauem Schnabel. Der Amselhahn ist ein bekannter und beliebter Sänger, der früh schon vor Sonnenaufgang sein herrliches Lied von einem erhöhten Punkte aus ertönen läßt. Es ist ein mißliches Ding, den Gesang eines Vogels in menschlichen Tönen wiederzugeben, und es ist eigentlich, ohne jemanden mit dieser Ansicht zu nahe treten zu wollen, eine kleine Geschmacklosigkeit. Franz von Kobelt, der sinnige Dichter, bemerkt sehr richtig:

Wer kann den schönen Glockenklang
So schreiben wie er klingt,
Und wer kann schreiben mit der Schrift,
Wie schön die Amsel singt?

Am besten will es mir noch gefallen, wenn das Volk wirkliche Worte aus den Melodien heraushört, wie bei der Zippe, dem Pirol, dem Buchfinken u. s. w. Dadurch bekommt die Sache etwas Allegorisches, das man sich allenfalls gefallen lassen kann. Je weiter nach Norden die Amselhähne das Licht der Welt erblickten, desto schlechter sollen sie singen, und Kenner versichern, die besten Sänger fänden sich in der Umgegend von Bellagio am Komersee. Gute singende Amseln werden von Europa nach den Kanaren und besonders nach der Habanna ausgeführt, wo sie sehr gut, bisweilen, wie man sagt, mit einer Unze Gold (etwa 66 Mark) das Stück bezahlt werden, richtiger sagen wir wohl, wenig-

stens für die Habanna wurden, denn jetzt werden die Kubaner ihr Geld auf anderes als zum Amselkauf verwenden müssen.

Eigentümlich liegen auch die Verhältnisse des Wanderns der Amseln. Ziemlich allgemein nimmt man an, daß die Weibchen nur ausnahmsweise bei uns überwintern, in der Regel aber mit den jungen Männchen desselben Jahres im Spätherbst nach Süden ziehen und in der Mitte des März in die Heimat zurückkehren. Liebe hat beobachtet, daß von den Amseln, die sich an den Aufenthalt in der Stadt gewöhnt haben, die Weibchen in der großen Mehrzahl bei uns bleiben. Bechstein aber, der als gediegener Beobachter allgemein geschätzt wird, sagt von den Amseln: „Dies sind die einzigen Vögel dieser Gattung (der Drosseln), die ihre Wohnung, wenigstens in Deutschland, nicht ändern", und weiter „im Winter leben die Jungen einzeln, die Alten aber bleiben paarweise."

Gegenüber diesen Widersprüchen kann man nur annehmen, daß die Weibchen und jungen Männchen der Schwarzdrossel in einigen Gegenden Deutschlands auch im Winter bleiben, in andern aber nicht.

Sehr bemerkenswert ist die Thatsache, daß sich die Beziehungen der Amsel zum Menschen in verhältnismäßig kurzer Zeit sehr wesentlich, geändert haben.

Noch 1834 schreibt Constantin Gloger ganz ähnlich wie etwa 40 Jahre vor ihm Bechstein von der Schwarzdrossel: „Ein sehr schüchterner, die Einsamkeit liebender, sehr gern versteckt lebender Vogel,

wählt die Amsel die bewachsensten Stellen fruchtbarer und nasser Laub-, gemischter und Nadelhölzer. Sie begiebt sich deshalb nicht ohne Not ins Freie, verweilt in kleinen Feldhölzern oder in lichten und trocknen Gebüschen selbst auf der Wanderung nicht lange und setzt sich niemals frei oder selbst auf einen nur etwas hohen Baum." Ein Bericht aus Neu-Vorpommern vom Jahre 1860 schildert die Amsel gleichfalls als einen äußerst scheuen Vogel, der sofort sein Alarmgeschrei hören lasse, wenn er eines Menschen gewahr würde. Selbst das Wild würde dadurch beunruhigt, während der Jäger verdrießlich den Kopf schüttelte. Als Martin 1859 von Berlin nach Stuttgart kam, machten die zahlreichen Amselmännchen, die er sogar mitten in der Stadt auf den Dächern sah, einen überraschenden Eindruck auf ihn. Es wurde ihm versichert, die Vögel hätten sich auch erst seit 20 oder 30 Jahren an den Aufenthalt in der schwäbischen Hauptstadt gewöhnt. Wenn Martin weiter meint, die Abnahme der Beeren habe die Amseln in die Städte getrieben, so ist mir das zweifelhaft. Ich glaube es ist einmal die Umwandlung alter Befestigungswerke in Anlagen und Promenaden, dann aber die Herrichtung und Wartung von Futterplätzen, auf denen die Schwarzdrosseln auch im Winter leicht geeignete Nahrung finden, die Ursache dieser auffälligen Erscheinung gewesen. Eine so wesentliche Abnahme der Waldfrüchte, daß die Vögel darob Hunger leiden sollten, hat denn doch nicht stattgefunden.

Alle diese Eigentümlichkeiten der Amselnatur inter-

essieren mehr den Forscher und Liebhaber als das große Publikum. Doch auch dieses wurde auf den Vogel aufmerksam, als im Jahre 1879 eine lebhafte Erörterung, ja ein Prozeß über Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Schwarzdrossel entstand. In genanntem Jahre hatte der, leider schon verstorbene Würzburger Professor der Zoologie Semper den Amseln in seinem Garten nachgestellt und sich dadurch gegen das Vogelschutzgesetz vergangen. Gute Freunde einer gewissen Sorte, denen im Grunde genommen die schwarzen Amsel-Brüder herzlich einerlei waren, spielten die Gefühlvollen, weil sie eine schöne Gelegenheit gefunden zu haben glaubten dem sehr frei denkenden Professor und damit den verhaßten Naturwissenschaften etwas am Zeuge flicken zu können. Semper versuchte, meiner Meinung nach mit Glück, den Dunkelmännern gegenüber den Beweis zu führen, daß sich die Amseln nicht selten an die junge Brut anderer Singvögel vergriffen und dadurch allerdings lästig und mittelbar selbst schädlich würden. In den Fachschriften, aber auch in der Tagespresse wurde das Für und Wider dieser Behauptung lebhaft, stellenweise nicht ohne Leidenschaft, erörtert.

Schon Bechstein hatte von den Schwarzdrosseln bemerkt, „den Schaden, den sie im Zimmer durch Tötung kleinerer Singvögel machen, kann man verhüten; im Freien würgen sie nicht.“ Dieser Nachsatz bestimmt mich zu der Annahme, daß man schon vor 90 Jahren von gewisser Seite die Amseln als Vogelmörderinnen in Verdacht gehabt hat, denn sonst hätte die Äußerung

keinen rechten Sinn, und findet sich auch nichts Ähnliches in den Beschreibungen der anderen Drosselarten bei Bechstein wieder. Wo Rauch ist, pflegt in der Regel mindestens etwas Feuer zu sein, und es wäre doch befremdlich, wenn zu so verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten derselbe Vorwurf gegen die Schwarzdrosseln grundlos erhoben würde. Daß sie nichts weniger als friedfertig gegen andere Vögel sind, habe ich mehr als hundertmal gesehen: sie dringen futterneidisch in hurtigem Laufe selbst auf die wehrhaften, dreisten Sperlinge ein und schlagen sie in die Flucht. Bekannt ist, daß sie auf Futterplätzen, wie in der Gefangenschaft Fleisch sehr gern annehmen. Man stelle sich nun eine hungrige Amsel vor, die Beute suchend den Boden der Gebüschpflanzungen durchstreift: wenn sie an ein Nest eines kleinen Sängers kommt, aus dem blinde, nackte Dinger, die nichts weniger als wie zukünftige Vögel aussehen, ihre wackelnden Köpfe vorstrecken und sich zappelnd bewegen, dann wird die Schwarzdrossel kaum lange darüber nachdenken, ob das sich ringelnde Regenwürmer oder junge Nachtigallen oder Rotkehlchen sind.

Auch sonst sind die Amseln in den Gärten recht schädlich, denn das Verdienst, das sie sich durch Wegfangen der Regenwürmer, Liebe zufolge ein Hauptnahrungsmittel ihrer Jungen, machen sollen, ist von Haus aus ein recht fragwürdiges, da diese Tiere nach den neuerdings geführten Nachweisen zu den nützlichen gehören. Ich weiß aber positiv, daß einige Amseln imstande sind, einen voll tragenden Mirabellenbaum in

ein paar Tagen völlig zu entleeren. Ich habe mit meinen eigenen Augen gesehen, wie sie eine Erdbeerplantage in einem Nachbarsgarten, den ich vom Fenster meiner Studierstube aus übersehen konnte, durchaus plünderten. Alle Morgen gegen Sonnenaufgang, wo nur sie und ich bei der Hand waren, kamen ihrer mindestens ein halbes Dutzend und räumten gründlich auf. Meinerseits ist da keine Täuschung untergelaufen, denn ich sah aus einer Entfernung von etwa 30 Schritt, wie sie Beeren auf den festen Fußweg heraustrugen und mit Schnabelhieben zerkleinerten. Auf den Azoren, wo in den beerenreichen Wäldern die hier oft weißgescheckten Amseln sehr häufig sind, hat man ihretwegen sogar die Erdbeerkultur völlig aufgeben müssen und in der Krim, wo sie an der Südküste die gemeinsten Vögel sind, thun sie in den Weinbergen und in Griechenland den Herbstfeigen ganz bedeutenden Schaden. Bisweilen ärgern sie Gartenbesitzer auch noch dadurch, daß sie von den frischbesäeten Blumenbeeten die aufgesteckten Papieretiketten stehlen um sie bei ihrem Nestbau zu verwenden.

Man glaube nun nicht etwa, daß ich einen Kreuzzug gegen die Amseln predigen will, bei Leibe nicht! aber ich wünschte wohl, daß man ihre allzustarke Vermehrung in Gärten und Anlagen beschränkte durch Abschießen der Weibchen, während man den so prächtig und so lange im Jahre singenden Männchen das Leben schenken könnte.

Den Pflanzen, deren Früchte die Amseln fressen, erweisen sie sich eigentlich nützlich, denn sie verschleppen

ihren Samen und vergrößern so die Gebiete ihres Vorkommens, aber dem selbstsüchtigen Menschengeschlecht ist daran nicht viel gelegen. Von Ende Juni bis etwa Mitte September ernähren sie sich fast ausschließlich von Beeren-, Kern- und Steinobst, sonst fressen sie neben den Beeren der Ebereschen, des Flieders, des Wachholders und des Epheus Würmer, Schneckchen und was sie von Gliedertieren nur erwischen können. Sobald im Winter ein Fleckchen im Walde, in den Parks und Gärten schneefrei wird, sind sie bei der Hand und suchen, eifrig, wie alle echten Drosseln, Blatt für Blatt umwendend, das kleine Getier in seinen winterlichen Schlupfwinkeln auf. Es ist genußreich ihnen dabei zuzusehen und ihren vom Hunger angespornten Eifer zu beobachten. Mit Vorliebe machen sie sich auch an die Ameisenhaufen, in die sie mit dem Schnabel bohren und, ganz nach Art der Hühner mit den Füßen scharren, um die Puppen herauszubefördern, mit dem sie ihre Jungen gern füttern. Es ist eine bemerkenswerte Thatsache, daß eine Amsel nie im Fluge Insekten fängt und nie auf fliegende Jagd macht, was doch sogar der täppische und auf Kerbtiernahrung viel weniger angewiesene Spatz thut.

Erwähnt sei noch, daß Amseln, wenn ihr Fleisch auch, wie, nach Uhland, die Taubenherzen, melancholisch machen soll, sehr gut zu essen sind. Allein von Korsika, wo sie durch den Genuß der Beeren der Myrtensträuche und Erdbeerbäume sehr fett und gewürzig werden sollen, führt man in jedem Winter 350000 bis 400000 Stück nach Frankreich aus. Große Schlemmer

lassen hier bloß die Lebern zu Pasteten verarbeiten und sind begeistert für pâté de foie de merle.

Eine ganze Anzahl Vögel haben jetzt bereits Eier: abgesehen von Raubvögeln, auch Elstern, Kolkraben und Rabenkrähen, Spechte, Eisvögel, Bachstelzen u. s. w. Die Baumläuferchen sind sogar schon mit Jungen gesegnet. Diese allerliebsten Vögelchen bleiben, so zart sie auch sind, im Winter bei uns, mit Ausnahme der Jungen desselben Jahres. Sie finden eben genügende Nahrung, die sie, an den Bäumen hinaufrutschend, in Gestalt kleiner Insekten und ihrer Eier in den Ritzen der Rinde zu finden wissen. Sie beginnen ihre Jagd immer am Fußende des Baumes, steigen meist in einer weiten Spirallinie an ihm hinauf, wohl auch, Abschwenkungen machend, entlang der dickeren Äste. Sind sie im Gipfel angekommen, so fliegen sie ziemlich steil herab und den nächsten Baum am Wurzelende an. Sie sind sehr wenig scheu und lassen sich ruhig aus ziemlicher Nähe betrachten. Wird ihnen die Sache ungemütlich, so begeben sie sich, ohne abzustreichen, auf die vom Zuschauer abgewendete Seite des Stammes, lugen aber, wie Eichhörnchen, von Zeit zu Zeit um ihn herum, um sich zu überzeugen, ob der Beobachter sich noch nicht verzogen hat. Man kann das Vögelchen leicht in momentane Verlegenheit bringen: wenn man zu zweit ist, so braucht sich nur auf jede Seite des Baumes, auf dem ein Baumläuferchen beschäftigt ist, einer zu stellen. Der Vogel sieht zunächst den einen, läuft deshalb um den Stamm herum, um sich den spähenden Blicken zu ent-

ziehen. Hier findet es den andern, und so wiederholt sich das Manöver einigemale, bis der Vogel der Sache überdrüssig wird und nach einem andern Baum, aber nie weit, abfliegt.

Sehr gern besuchen die Baumläufer, wenigstens bei mir daheim auf dem Thüringer Walde, die alten, halbverwitterten silberig glänzenden Holzhäuschen der armen Waldbauern und durchstöbern ihre Ritzen von unten bis oben, weshalb die Leute dort zu Lande, Gott segne die Armen, sie auch „Schindelkriecherchen“ nennen.

Die Baumrutscher pflegen eine ansehnliche Schar von Kindern, bis 9, ihr eigen zu nennen; die schon bevor sie flügge geworden sind, eine gewisse Selbstständigkeit erreichen. Nähert man sich dem von ihnen bewohnten Nest, so lassen die Alten ein ängstlich warnendes zieh, zieh! hören, die Jungen schlüpfen heraus und sind im Nu auf dem Boden und wie Mäuse unter das Moos und in Erdlöcher verschwunden. Auch können die Kleinen sehr geschickt klettern, bevor sie zu fliegen vermögen. —

Doch wir nähern uns jetzt dem munter plätschernden Bache, der sich aus ziemlicher Höhe auf das alte, bemooste Holzrad der oberschlächtigen Mühle stürzt. Vor uns am jenseitigen Ufer erhebt sich eine Lehmwand, in der du mehrere Löcher gewahr wirst. Verschiedene davon mögen Wasserratten zum Quartier dienen, aber in einem, das weiß ich noch vom vorigen Jahre her, hat ein Eisvogel sein Heim gegründet. Wir wollen einmal den Bach entlang aufwärts gehen, um zu sehen, ob

wir seiner ansichtig werden, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß er seine Fischereiexkursionen bis unterhalb des Mühlrades ausdehnen wird. Die Eisvögel sind wunderliche, einsiedlerische Gesellen und sehr schweigsam, nur erschreckt oder bei Kämpfen mit Nebenbuhlern, Konkurrenten um Braut und Fischwasser lassen sie ein rauhes girk, girk! hören. Der Vogel ist in seinem ganzen Wesen und in seiner ganzen Organisation sehr einseitig seinem Handwerk, dem Fischfang, angepaßt. Stundenlang hintereinander kann er auf der Spitze eines alten Pfahles, auf einem über die Oberfläche des Wassers ragenden Stein oder auf einem nahe über dem Bach befindlichen dürren Ast sitzen und in das Spiel des Wellengekräusels hinabsehen. Plötzlich stürzt er sich mit engangelegten Flügeln wie ein Bolzen in den Bach und erscheint unmittelbar darauf mit einer gefangenen Ellritze. Scharf ist sein Auge, sicher sein Schnabelgriff. Mit Vorliebe sucht er sich immer wieder die nämliche Stelle aus zum Lauerposten, und oft ist sie ganz weiß von seinen Exkrementen.

Auf dem Lande zu laufen ist dem Eisvogel bei seinen kurzen Ständern fast unmöglich, sein schnurrender Flug ist rasch, und selten verläßt der Vogel dabei die Richtung des Baches, meist macht er fliegend alle dessen Krümmungen mit und schneidet nur sehr ungern über Land fliegend ein Stück ab. Wundervoll erscheint das Tier im Fluge von oben, wenn man etwa auf einer Brücke steht und hinabschaut: ein lasurblauer, vierstrahliger Stern leuchtet hurtig dahin!

Wir haben heute kein Glück und bekommen keinen der beiden Gatten zu sehen. Möglicherweise haben sie uns verspürt und bleiben, scheu wie sie sind, im Neste. Dieses befindet sich am Ende eines langen, mühselig vom Weibchen allein gegrabenen oder von einer Wasserratte ererbten Erdgangs in einer erweiterten Kammer. Es besteht aus wenigen Pflanzenhalmen und Wurzelfasern, je länger es aber im Gebrauche ist, desto mehr häufen sich um dasselbe, Fischgräten und Fischschuppen, Bruchstücke von Panzern der Krebse und Insekten, denn die Eisvögel geben, wie die Eulen die unverdaulichen Reste ihrer Nahrung durch den Schnabel als Gewölle von sich. Die Jungen sehen sehr abenteuerlich, fast wie kleine Igel oder Stachelschweine aus, da sie von schwarzgrünen, in Hautscheiden eingeschlossenen und vereinigten Nestdunen bedeckt sind. Auch der Eisvogel wird immer seltener bei uns und aus denselben Gründen wie die Wasseramsel, aber freilich, er ist ein weit gefährlicherer Fischdieb als diese.

Hinter dem pflügenden Landmann dort am Hügel marschieren einige ernsthafte schwarze Gesellen gravitätisch einher, sich dann einmal rechts, dann einmal links wendend und emsig leckere Kost zwischen den breiten Schollen und aus den Furchen lesend. Saatkrähen sind's, im Frühling, wenn sie Engerlinge, Raupen, Mäuse und allerlei schädliches Geziefer fressen, dem Landmanne schwarze Engel, aber im Herbst, wenn sie sich den Zehnten vom Getreide holen draußen auf den Äckern, oder das frisch gesäte Korn wieder zu Tage befördern,

und sich vielleicht wundern, wie die Menschen so dumm sein können, die liebe Gabe Gottes scheffelweise aufs Feld zu werfen, dann gelten sie für wahre Teufel.

Während die gemeine Krähe im Winter bei uns bleibt und die Nebelkrähe aus Nordosten bei uns einrückt, wandert die Saatkrähe nach Südwesten und verkündet in Südfrankreich die Ankunft des Herbstes, wie sie bei uns die Ankunft des Lenzes verkünden hilft. Ich mag sie gut leiden mit ihrem stahlblau schillernden, schwarzen Gefieder und dem weißen Ring abgestoßener Federn um den Schnabel herum, ehrenvolle Narben, die sie sich in ihren Feldzügen gegen die Engerlinge geholt haben.

Auch die Hauptmasse der Vetterschaft der Krähen, der Dohlen, ist wieder eingerückt und ihrer verschiedene teilen dort deren Beschäftigung. Allerliebste, lebhafte Dinger voll schalkhaftem Humor! Johann Ephraim Goeze, vor mehr als 100 Jahren Pastor zu Quedlinburg am Harz, schildert ihr Benehmen vorzüglich, hatte er doch auch die beste Gelegenheit, es in seinem altertümlichen Wohnorte zu studieren. „Wo sie," sagt der würdige Herr, der beste Vertreter der Pastoralzoologie des vorigen Jahrhunderts, dem wir sehr viel verdanken, „in den Stadttürmen wohnen, ist ihr beständiges Geschäft, den ganzen Tag um den Turm herumzufliegen, zu schreien, sich zu jagen und zuweilen eine Exkursion über die Stadt und ins Feld mit allgemeinem Geschrei zu machen, und langsam und ohne Geschrei wieder zurückzukommen. Während des Schwärmens um den

Turm herum geschieht es zuweilen, daß sie ein allgemeines Geschrei erheben, und mit einem Male über die Stadt weg und ins Feld ziehen. Kommen sie bald wieder, so sagt man: es wird bald ein Gewitter kommen." Auch sonst hat man schon gelegentlich die Dohlen als Propheten angesehen. So will man mehrfach beobachtet haben, daß sie Städte, kurz bevor die Cholera in ihnen ausbrach, plötzlich zusammen verlassen haben. Luther hat auch einmal als Auspex aus dem Fluge der Dohlen gewahrsagt. Es war im Frühjahr 1530, als er wegen der Reichsacht, in der er sich befand, während des Augsburger Reichstages in Coburg zurückgeblieben war. In großer Menge schwärmten die Dohlen um den Turm der alten Feste, und der große Reformator sagte zu Melanchthon: „Siehe, wie die Teufel schwärmen, es wird noch Lärm genug werden."

„Wenn," sagt Vater Goeze an einer anderen Stelle von seinen befiederten Landsleuten, „ein Raubvogel vorüberzieht, so ist der ganze Schwarm hinterher und verfolgt ihn, so lange er ihn sehen kann. Ich habe diese Jagd oft auf dem Felde mit Vergnügen angesehen. Der Raubvogel wurde oft über eine Meile verfolgt. Zwischen Quedlinburg und Aschersleben liegt ein kleiner (damals) schaumburgischer Flecken Hoimb, von beiden Städten eine gute Meile entfernt. Bis hierher verfolgten ihn die Quedlinburgischen Dohlen. Sobald die Ascherslebenschen von ihrem entsetzlichen Geschrei etwas vernahmen, so kamen sie auch von der Seite wie eine Wolke gezogen und setzten auf den Raubvogel an. Alsdann

aber zogen sich die Quedlinburgischen gemeinlich zurück."

„Versah es eine Eule, und flog am Tage aus dem Turme, so konnte man kein lustigeres Schauspiel sehen. Augenblicklich war sie von Dohlen umgeben. Ihr Geschrei verriet den Flüchtling. Ängstlich suchte er aus dem Haufen zu kommen. Er sank; er stieg; er überwarf sich. Alles vergeblich. Er wurde von allen Seiten gestoßen. Endlich gewinnt er die freie Luft und zieht nach dem Felde. Nun aber kommt er erst in den Schlagregen: Schwalben, Bachstelzen, Würger rc., alles gesellt sich dazu. Dann ist für den armen Schelm keine andere Rettung als eine hohe dicke Pappel. Langsam und einzeln kehren die Verfolger als Sieger zurück."

Hier in Leipzig sind die Dohlen sehr häufig, und immerfort lassen sie ihr munteres Tjak! Tjak! erschallen. Sie gehören, wie ich, zu den Frühaufstehern und früh kann man sie am besten beobachten. Dann ist es noch still in der Stadt, und sie, die sonst doch vorsichtige und ziemlich scheue Vögel sind, treiben sich mit den Tauben in den menschenleeren Straßen herum. Vor einigen Jahren wurde in meiner Nachbarschaft ein großes Haus gebaut, und das gab mir Veranlassung, mich prächtig über die niedlichen Vögel zu amüsieren. Besagtes Gebäude war äußerlich fast fertig, doch waren noch keine Fenster eingesetzt und im Innern wurde noch eifrig gearbeitet. Früh punkt sechs Uhr, es war im Mai, traten die Handwerksleute an, aber lange vorher schon waren die Dohlen dagewesen. Sie flogen ganz

ungeniert durch die leeren Fensteröffnungen ein und aus und schienen drinnen alle Ecken einer aufmerksamen Durchmusterung auf angenehme Überbleibsel des Frühstücks- und des Vesperbrotes der Arbeiter hin zu unterwerfen. Bald erschien eine mit einer Wurstschale, eine andere mit einem vergessenen Brocken Semmel, dann kam wieder eine mit einem zusammengeknüllten Papier, das die Reste eines Bücklings zu enthalten schien. Sie machte sich damit auf ein benachbartes Dach und fing an, auszupacken, weidlich gestört von ihren Kameradinnen, die ebenso neugierig wie neidisch waren. Welch harmlosen Spaß können einem doch die Tiere machen, z. B. nachts ein ausgeschlossener, jammernder Hund, oder ein paar verliebte Kater, deren Liebe sich in unendlich lange Gesänge ergießt und immer wieder ergießt

Es gehört viel Optimismus dazu, die Dohlen für nützliche Vögel zu halten. Ich will das Äußerste thun, was ich verantworten kann, und sagen, ihr Nutzen und ihr Schaden halten sich die Wage. Es ist wahr, sie verzehren zahlreiche Engerlinge, Regenwürmer und Erdraupen, aber ebenso wahr ist es, daß sie mit Vorliebe die Nester der Lerchen, Wachteln und Rebhühner plündern, wo sie sie finden, unverschämte Obstdiebe sind und am Getreide bedeutenden Schaden thun. Aber seien wir wohlwollend und sagen wir, indem wir eins ins andere rechnen: die Dohlen sind neutrale Vögel. —

Drehen wir unser ornithologisches Kaleidoskop, und andere Gestalten erscheinen. Unsere drei Waldhühnerarten! von denen es eine, nämlich das Auerhuhn, jetzt

auch sehr nötig hat mit dem Liebeswerk. Leider hat man nur selten einmal und fast nur zufällig, wenn man nicht Weidmann ist und nicht in einer der wenigen, geeigneten Gegenden wohnt oder zur Jagd geladen bezw. befohlen ist, Gelegenheit, sie dabei zu belauschen. Es ist das alte, immer wiederkehrende Lied. Auch die Waldhühner werden trotz der Schonung, die man ihnen angedeihen läßt, von Jahr zu Jahr seltener in deutschen Landen wie so viele andere Vögel auch, und das ist in diesem Falle besonders bedauerlich, denn es sind ausnehmend interessante Tiergestalten, abgesehen davon, daß früher die Auerhühner zur hohen, die Birkhühner zur mittleren, die Haselhühner zur niedern und jetzt alle drei zur hohen Jagd gehören. In alter Zeit zählte man den Auerhahn sogar zur „raren" hohen Jagd, während man den Hirsch bloß der „gemeinen" hohen Jagd zuteilte. Doch das ist im Grunde ungemein gleichgültig, ich habe für derartige antediluvianische Einrichtungen, besonders wenn sie etwa gar auf Regale hinaus laufen sollten, ebensowenig Verständnis wie Sympathie.

Unsere Waldhühner haben eine Reihe Eigenschaften gemeinsam. Bei allen befindet sich um das Auge herum ein, besonders im oberen Teil verdickter nackter Hautring von purpurroter Farbe, die sogen. Rose. Ihr Gewebe ist, wie man es nennt, erektil, d. h. das im Affekt zugeströmte Blut wird durch besondere Nerveneinflüsse zurückgehalten und staut sich, wodurch die Haut anschwillt wie die Klunkern über dem Schnabel und am Halse des Truthahnes und sich, besonders jetzt in der Zeit des

Liebeswerbens bei den Hähnen vergrößert. Der rote Farbstoff, das Waldhuhnrot (Tetraoerythrin), ist eine ganz eigenartige, an eine mit Fett vermischte wachsartige Masse gebundene, unter dem Einfluß des Lichtes und des Sauerstoffs leicht vergängliche Substanz. Der Mittelfuß der Waldhühner ist haarartig befiedert, aber ohne Sporn. Eine sehr bemerkenswerte Eigentümlichkeit zeigen die Zehen: sie sind an den Rändern mit getrennt stehenden, schuppenartigen Anhängen, den Balzstiften besetzt, die ihrer Entwicklung nach den Federn entsprechen, gewissermaßen unfertigen Federn und auch einen jährlichem Wechsel, einer Mauser unterworfen sind. Der Auerhahn mausert auch seinen Schnabel, der alte harte geht stückweise verloren und unter ihm ist ein neuer weicher und selbstverständlich auch empfindlicherer schon vorhanden. Den schont der Auerhahn, der sonst im Punkte des Fressens ein genügsamer auch mit harten Bissen, wie sie ihm die Nadeln und jungen Triebe der Tannen und Fichten bieten, vorliebnehmender Waldbruder ist, und sucht sich auf dem Boden weichere Nahrung. Ein jeder Flügel enthält 26 Schwung-, der Schwanz aber 18 Steuerfedern. Der Körper der Waldhühner ist im Verhältnis zu den mittelhohen, kräftigen Ständern ansehnlich, der Kopf klein, Hals und Flügel sind kurz. Der mittellange Schwanz ist am Hinterrande entweder abgerundet oder ausgeschweift.

Die Gattung der echten Waldhühner (Tetrao) umfaßt 7 Arten, von denen zwei, das Auer- und Birkhuhn, in Deutschland vorkommen. Die Gattung Hasel-

huhn (Bonasia) besteht aus zwei Arten, von denen die eine europäisch ist.

Die Verbreitung der echten Waldhühner ist ungefähr die gleiche wie die der Kreuzschnäbel, beide Vogelgattungen sind an ausgedehnte Nadelwälder gebunden, die Waldhühner auch noch an das Vorhandensein von Beeren. Die Auer- und Birkhähne sind polygamisch, haben 4 bis 8 Hennen, deren jede 6 bis 18 Eier legt, und kümmern sich als wahre Sultans nicht im mindesten um ihre Familie. Das Haselhuhn lebt in einer, allerdings sehr lockern, von Treulosigkeiten seitens des Männchens mannigfach getrübten Monogamie. Die Nistplätze sämtlicher Arten werden auf dem Boden der Wälder mit wenig Geschick gewählt, und zahlreiche Gelege gehen daher durch Menschen und allerlei Raubzeug zu Grunde. Doch sind ein paar Fälle bekannt, in denen Auerhennen verlassene Raubvögelhorste und Eichhörnchennester in Nadelbäumen bezogen und mit Eiern belegt hatten. Das sind interessante Thatsachen, die die Schmiegsamkeit und Anpassungsfähigkeit der Vogelnatur betreffs des Nistens zeigen. Die Hühnervögel sind eigentlich sämtlich Bodenbrüter, nur die großen, südamerikanischen Hokkos (Cracidae), Schakuhühner (Penelopidae) und Baumhühner (Ortycidae) nisten auf Bäumen, wie es denn im tropischen Südamerika nur unmittelbar am Wasser auf dem Boden nistende Vögel giebt. Das beruht offenbar auf einer ganz besonderen Anpassung, und die Tiere haben allerdings alle Ursache dazu gerade hier so zu verfahren. In den riesenhaften, tropisch-amerikanischen

Wäldern wimmelt es von gewissen Ameisen, Wanderameisen u. s. w., die immer auf dem Boden bleiben und Bäume und Büsche nicht besteigen. Sie sind außerordentlich unternehmend und räuberisch und würden da, wohin sie gelangen können, keinen jungen Vogel aufkommen lassen.

In jenen wenigen Fällen, daß Auerhennen in Bäumen genistet haben, (es sind nur drei bekannt), war die Ursache zu diesem außergewöhnlichen Vorgehen vielleicht darin zu suchen, daß die Vögel wiederholt von kletterunfähigem Raubzeuge, von Füchsen etwa, bei ihrem Brutgeschäft gestört worden waren.

Ein eigentliches Nest bauen die Wald- und Haselhühner nicht, sie legen ihre Eier vielmehr in eine einfache, in den Waldboden und das Laub gescharrte Grube, wo die bräunlichen Eier schwer zu sehen sind, der Spürnase der Füchse aber nicht verborgen bleiben. Auch die Jungen und die Hennen zeigen eine indifferente bräunliche Schutzfärbung, während die Hähne des Auer- und Birkwilds um so auffälliger, dunkelbraunschwarz oder blauschwarz mit weiß gefärbt erscheinen.

Der Auerhahn ist von den drei bei uns einheimischen Waldhühnern bei weitem der interessanteste und er mag uns noch einen Augenblick besonders beschäftigen.

Er ist ein ausgesprochener Bewohner des Nadelholzes, findet sich aber ständig nur in solchem, wo ihm der Boden genügende Quarzkörner bietet, also auf buntem Sandstein, Granit u. s. w., aber nicht auf Muschelkalk und Keuper. Die Quarzkörner verschluckt

er, wie viele andere Vögel auch, zur Unterstützung seiner mechanischen Verdauung, er braucht ihrer aber besonders viele. Sie schleifen sich in dem Magen zu Kügelchen ab, die der Weidmann „Auerhahnperlen" nennt.

Der alte Hahn genießt derbere Kost als die Hennen und die Küchlein: neben Bucheckern, Heidel-, Preißel- und Wachholderbeeren auch Ästchen von Heidekraut, im Frühjahr Buchenknospen, im Winter Tannen- und Fichtennadeln, aber seltener als die Hennen Insekten, Würmer, Schnecken und andere tierische Kost, wie er überhaupt viel mehr ein Baumleben als seine Weiber führt. Die Hennen verschmähen den Genuß der Nadeln, gehen aber mit ihren Jungen gern auf die Getreidefelder in der Nähe der von ihnen bewohnten Waldungen. Im Winter fressen sie die Beeren der Ebereschen und des Epheus, selten des Wachholders. Für die Jungen scheint der Genuß von Ameisen und ihren Puppen Bedürfnis zu sein, und die Mutter führt sie von weither zu den Haufen, die sie ihnen auch aufscharrt. Der Hahn scharrt überhaupt nicht.

Am bekanntesten aber ist der Auerhahn durch sein Balzen, eben jene wunderbaren Liebesständchen, die er in der zweiten Hälfte des März und im größten Teil des April veranstaltet. Sie bestehen aus einer von Tanz begleiteten, von gelegentlichen Kämpfen mit Nebenbuhlern unterbrochnen höchst originellen Musik. Nach Hofrat Wurm, dem ausgezeichneten Monographen des Auerhahns ist „der Vogel Musiker, Tänzer und Gladiator zugleich." Seine Musik ist eine doppelte: eine

instrumentale und vokale. Erstere ist der sog. Rauscher, der durch das Aufstreichen der Schwungfedern zustande kommt und mehr in solchen Gegenden ausgeübt wird, wo die Hähne in Ermangelung geeigneter Bäume auf dem Boden zu balzen gezwungen sind, wie es in den Gebirgen des nordöstlichen Ungarns aber auch in einzelnen Strichen des Erzgebirges die Regel ist. Hier haben alte, leidenschaftliche Balzer bisweilen ganz abgestrichene Schwungfedern.

Schon im Januar beziehen die alten Hähne ihre angestammten Balzplätze, und junge suchen sich neue zu gründen, wobei es ohne, oft furchtbare Kämpfe nicht abgeht. Die ersten vierzehn Tage bis drei Wochen lassen sich die Hennen auf dem Balzplatze nicht sehen: das ist die Vorbalze. Die eigentliche Balzzeit findet nach Lokalität und Klima zu verschiedener Zeit statt, im allgemeinen fangen die Berghähne 8 bis 10 Tage nach den sog. Landhähnen zu balzen an. Durchschnittlich erreicht die Balze ihr Ende, wenn die Buchenknospen aufbrechen, was ja auch nach Lage, Klima, Eigentümlichkeit des betr. Jahres 2c. ziemlichen Schwankungen unterworfen sein kann.

Am liebsten balzt der Auerhahn auf einem breiten, horizontalen Aste eines Nadelholzbaumes, der an den östlichen Abhang eines Berges, aber nicht im eigentlichen Hochwalde steht. Fließendes Wasser muß in der Nähe sein. Hier produziert der Vogel bei günstiger Witterung alle Morgen von 2 oder 3 Uhr an bis Sonnenaufgang seine Künste. Sobald die Baumwipfel anfangen unter

dem goldigen Lichte des jungen Tages zu erglänzen, schließt er das Geschäft mit dem Troste König Jeromes: Morgen wieder lustick!

Man unterscheidet in der Balze drei Momente: das Knappen, den Hauptschlag und das Schleifen.

Das Knappen, auch Klappen, Glöckeln oder Klatschen genannt, besteht wesentlich aus einem schwachen Doppellaut, der in älteren Schriftstellern mit dem Geräusch verglichen wird, das entsteht, wenn man einen Gewehrhahn rasch aufzieht, oder zwei dürre Hölzchen aneinander schlägt. Anfangs folgen sich die Klapptöne in längeren Pausen, der Auerhahn ist noch nicht ganz mit Leib und Seele bei der Sache, die Leidenschaft hat ihn noch nicht so gepackt, daß er seine persönliche Sicherheit über ihr vergäße. Oft hält er plötzlich inne, lauscht und äugt umher nach Verdächtigem. Aber seine Erregung nimmt zu, immer rascher folgen sich die Klapptöne, bis auf den Hauptschlag, der klingt, als ob man eine Champagnerflasche öffnet, und der wohl 200 Schritt weit hörbar ist, worauf der Schlußsatz, das Schleifen, auch Wetzen, von den Bayern „Gesetzel machen" genannt, einsetzt. Dieses wunderliche Geräusch, das sich nur schwer mit irgend einem anderen bekannten, allenfalls noch mit dem Wetzen einer Sense vergleichen läßt, hört man wohl 300 Schritte weit. Ich habe nur einmal in meinem Leben einen balzenden Auerhahn belauscht, und nach dem, was ich dabei gehört habe will es mir scheinen, daß Bechstein die Balztöne am besten wiedergiebt: 1. (Knappen) dödt — dödt — ködel —

dödel — dödel — dödel, dödel, dödel, 2. (Hauptschag), glack! 3. (Schleifen) hedehedehe, hedehedehe, hedehedehei!, darauf fängt der Vogel wieder von vorn an und so vier- bis achtmal hintereinander. Bei den alten Hähnen klingt das Schleifen tiefer, schnarchender als bei jungen, die dabei mehr zwitschern.

Die Stellungen und Bewegungen, die der verliebte Galan bei seiner Balzmusik, besonders beim Schleifen, annimmt und macht, sind grotesk genug und entbehren nicht des Komischen: seine Flügel hängen herab, der zum Rad entfaltete Stoß (Schwanz) ist steil aufgerichtet, sogar etwas nach vorn geklappt, der Kropf aufgeblasen und der Vorderleib des Körpers tief herabgebeugt. Am Ende des Klappens beginnt der Tanz: der Vogel trippelt eifrig hin und her, dreht sich um sich selbst, wenn er Platz dazu hat, setzt einen Ständer abwechselnd vor den andern, greift wohl auch einmal krampfhaft in die Luft und beim Schleifen hüpft er in die Höhe, er macht den Balzsprung, wobei es ihm oft genug wiederfährt, daß er vom Stengelchen fällt. Aber das thut seinem Liebesmut keinen Abbruch, sofort bäumt er wieder auf und fährt in seiner Musik fort, als ob nichts geschehen sei.

Mittlerweile sind nun auch die Hennen nach und nach angekommen, treiben sich auf dem Boden unter dem Standbaum herum und locken vielverheißend mit sanftem Back! Back! oder Gock! Gock!, die Erregung ihres Paschas mehr und mehr steigernd. Beim Schleifen vergißt der Vogel alles um sich, und während desselben muß der Weidmann ihn anspringen. Dann kann der

Hahn bei hoch aufgerichtetem Hals und Kopf nicht unter sich sehen, und er ist thatsächlich taub, aber nicht in dem Sinne taub vor Liebe, wie der Mensch blind vor dieser schlimmen Gewalt wird, sondern der Zugang zu seinen Ohren ist thatsächlich verschlossen und zwar durch eine geschwollene Hautfalte, die von dem Hinterende des Unterkiefers bei offnem Schnabel in den Gehörgang hineingedrückt wird.

Am Abend vor dem Morgen, an dem das Balzständchen stattfinden soll, fällt der Hahn schon auf dem Standbaum ein, giebt ab und zu einen schnarchenden Ton von sich, er räuspert sich oder worgt, nach der Jägersprache, balzt wohl auch bisweilen ein wenig und nimmt ein paar Schnäbel voll Nadeln zu sich.

Ist die Balzzeit vorbei und hat der Vogel seinen vielseitigen, ehelichen Pflichten genügt, so zieht er sich von seiner Familie zurück und beginnt in der Einsamkeit des Waldes ein einsiedlerisches Leben. Er kann dann wohl dem Wanderer durch plötzliches, mit großem Geräusch verbundenes Auffliegen einen gewaltigen Schreck einjagen, wie mir es einmal unterhalb des Inselbergs nach der Brotteroder Seite zu erging.

Im Herbst balzen einzelne Hähne noch einmal: das ist die Herbst-, kalte oder falsche Balze, die von den jungen Hähnen desselben Jahres in Scene gesetzt wird. Es mag sich wohl auch bisweilen ein älterer, der im Frühling Körbe bekam oder von einem stärkeren Nebenbuhler ausgestochen und vertrieben wurde, daran beteiligen. Derartige Muß-Junggesellen werden gelegentlich

liebestoll und völlig verrückt, und es ist schon vorgekommen, daß sie, die sonst so scheuen Vögel, Menschen angegriffen haben.

Wenn einer Henne das Gelege zerstört wurde, bevor es vollständig war, und bevor sie die Eier angebrütet hatte, so sucht sie sich wohl einen neuen Buhlen, der sich dann für verpflichtet hält, der Auerhahnsitte entsprechend, ein besonderes, kleines Balzvergnügen abzuhalten, das man die Nachbalze nennt. Die Hennen nisten im Hochgebirge immer unterhalb der Aufenthaltsorte der Hähne; das thun sie, um Ruhe vor deren verliebten Zudringlichkeiten zu haben, dann aber auch der hier herrschenden größeren Wärme wegen.

Die Nester sind sehr zerstreut in den Revieren verteilt, und die Hennen sitzen außerordentlich fest, so daß nicht wenige der getreuen Mütter mitsamt ihren Eiern dem größeren Raubzeug, dem Fuchs, der Wildkatze, dem Luchs, wo er noch vorkommt, und dem Uhu zum Opfer fallen. Sie verlassen das Nest nur über Mittag, um der kärglichen Nahrung nachzugehen und decken die Eier für diese Zeit sorgsam zu. Junge Hennen legen 6 bis 8, im besten Alter stehende 8 bis 12, manchmal selbst 16 Eier, und noch ältere, in ihrer Lebenskraft abnehmende, wieder weniger, die wie bei allen Waldhühnern im Verhältnis zur Größe des erwachsenen Vogels auffallend klein sind.

Die Auerhennen sind in hohem Grade zärtliche Mütter, ja sie, die sonst so schüchternen und sanften Tiere können ihre Nachkommenschaft mit größtem Mut ver-

teidigen. Forstmeister von Türk sah, wie eine in verzweifeltem Kampfe eine Krähe tötete. Droht den brütenden Vögeln und ihrem Neste oder den ausgeführten Jungen eine größere Gefahr, der sie sich sonst nicht gewachsen fühlen, so stellen sie sich verwundet, fliegen unbehilflich und wankend und suchen auf allerlei Art die etwaigen Verfolgungen auf sich abzulenken.

Das ist eine Gewohnheit vieler Vogelmütter und sie sieht sehr schlau und listig aus, aber man darf sie nicht überschätzen. Ich glaube mit Bestimmtheit, daß der Vogel sich der Sache gar nicht bewußt ist, Angst überfällt ihn, lähmt seine Kräfte, hypnothisiert ihn gewissermaßen. Er reflektiert nicht lange dabei, sondern handelt instinktiv, wie ein Klopfkäfer hypnothisch ist, wenn er sich „totstellt", wie man das nennt.

Die Jungen sind, wie bei allen Hühnervögeln, allerliebste bunte Dinger, gelblich mit hellen und dunklen braunen Streifen und Flecken, die in ihrer Verteilung bei jedem Küchlein anders auftreten. Die Tierchen wissen sich vorzüglich zu verstecken, wobei das ganze Gehecke auseinander läuft. Sehr bald werden sie beflogen und schwingen sich schon auf niedere Baumäste, wenn sie erst Wachtelgröße erreicht haben. Die Henne ist mit einem, der Hahn mit zwei Jahren ausgewachsen.

Man ist sehr allgemein in dem Wahn befangen, daß das Auerhuhn ein Gebirgsvogel sei. Das ist durchaus falsch. Die Tiere waren früher durch den größten Teil Europas ziemlich gleichmäßig und zahlreich ver-

breitet. Man hat ihre Gebeine in den vorgeschichtlichen Küchenabfällen des Urmenschen in Dänemark gefunden, und mit Recht daraus geschlossen, daß auch diese Halbinsel, in dessen Waldungen jetzt die Buchen vorherrschen, einst dicht mit Nadelholz bestanden gewesen ist.

Den Mensch scheut das Auerwild weniger unmittelbar als mittelbar in einsamere Gebiete, die es in den Gebirgswäldern und in den großen, waldigen Brüchen des Ostens allenfalls noch findet. Ein häufigeres Begehen des Reviers, und wäre es auch nur durch Holz lesende und Beeren suchende alte Weiber und Kinder, genügt, um den scheuen Vögeln den Aufenthalt zu verleiden.

Aber es giebt schon noch Auerhähne in Deutschland. Durchschnittlich werden in Steiermark 700, in Böhmen 400, im Salzburgschen 200 und in Niederschlesien und der Oberlausitz 100 Stück im Jahre geschossen. Wie hoch sich die Zahl der in Thüringen und am Harz erlegten beziffert, ist mir unbekannt geblieben. —

Allerlei Vögel stellen sich im März, nachdem sie den Winter in wärmeren Ländern verbracht hatten, wieder bei uns ein, andere reisen durch. Nebst zahlreichen Raubvögeln: Milanen, Falken, Weihen haben auch verschiedene Arten von Weidensängern und Piepern, vor allen Dingen aber Sumpfvögel ihren Einzug gehalten.

Von dieser langbeinigen Gesellschaft wären da in erster Linie die Waldschnepfen zu nennen:

Oculi
Da kommen sie,

sagt der alte bekannte Weidspruch, obwohl nach ihm die Termine ihrer möglichen Ankunft sehr weit auseinander, 27 Tage, zu liegen kommen. Es laufen übrigens genug Leute herum, die noch nie eine wilde Schnepfe gesehen haben, und haben sie ja einmal eine gesehen, dann ist hundert gegen eins zu wetten, daß sie nicht wußten, daß es eine war. Vielleicht hielten sie den Vogel für eine Fledermaus.

Die Waldschnepfe ist in vielen Punkten ein merkwürdiges Tier. Daß sie auf der Madeira-Inselgruppe nicht wandert, ist schließlich nicht so wunderbar, denn jene Eilande haben ja eine beinahe subtropische Lage, viel sonderbarer ist es, daß eine geringe Anzahl dieser Vögel in Schottland den Wandertrieb verloren haben und das ganze Jahr hindurch an Ort und Stelle bleiben. Die wandernden und die nicht wandernden Individuen sollen kleine Unterschiede in der Organisation zeigen. Wenn das sich so verhält, so haben wir, könnte man sagen, in den nicht fortziehenden Exemplaren eine beginnende, neue Art vor uns. Die zurückgekehrten Schnepfen ziehen die Laubwälder als Aufenthaltsorte anderen Lokalitäten vor, aber wenn bei anhaltendem Nachwinter hier der Boden noch gefroren ist, findet man sie mehr in Nadelhölzern und offenen Brüchen.

Die Hauptmomente im Leben der Waldschnepfen spielen sich in der Dämmerung ab. Jetzt schon an warmen, stillen Abenden fliegen, — streichen — die Männchen in unregelmäßigem, ich möchte sagen zackigem Fluge über die Waldwiese, den langen Schnabel nach

unten gestreckt und ab und zu ein scharfes Pitz, pitz ausstoßend, — sie zwicken. Von unten vom Boden herauf schallt endlich die Antwort des Weibchens, ein unbeschreiblicher, unnachahmlicher Ton, der Vogel „murkst“ oder „quarrt“, wie die Jäger sagen. Das Männchen schwingt sich hinab zur gefundenen Braut und umgeht und umtanzt sie mit gesenkten Flügeln, schlägt dabei mit dem Schwanze Rad, bläst sich auf, und sträubt das Brustgefieder. Den Schnabel hält es an die Brust gedrückt und in allerlei sanften Modulationen läßt es sein pitz, pitz! hören.

Auch auf Nahrungssuche geht die Waldschnepfe wesentlich des Nachts auf Wiesen, Äckern, besonders gern aber auf Viehtriften. Hier haben sich unter den Kuhfladen zahlreiche Insekten, besonders Mistkäfer in den Boden eingewühlt. Der Vogel stößt mit seinem Schnabel hinein und wird sofort der Gegenwart der bohrenden, grabenden Tiere gewahr. Die Schnabelspitze ist grubig und äußerst empfindlich, denn in dem Grübchen sitzen Hunderte von Nerventastkörperchen, die dem Vogel auch die leiseste Erschütterung des Bodens beim Einstoßen verraten; er „schmeckt“, um mich Leydigs Wort zu bedienen, mit diesem ausgezeichneten Sinnesapparat gewissermaßen die Gegenwart seiner Beute.

Auf die nächtlichen Sitten der Waldschnepfe und ihre Thätigkeit im Dunkeln läßt sich aus verschiedenen Punkten ihrer Organisation von vornherein wohl schließen. Ihr Gefieder gleicht in der Färbung und in

der Weichheit dem der Eulen, und ihre Augen sind groß wie bei den meisten nächtlichen Tieren. —

Unter den Säugetieren denken jetzt verschiedene Formen daran eine Familie zu gründen. Unter andern der Hamster.

Was für ein wunderlicher Geselle, wenn auch nichts weniger als ein angenehmer Charakter, ist doch der Hamster! Er ist ein mürrischer, griesgrämiger Bursche, ein selbstsüchtiger Philister durch und durch, von der Spitze seiner Schnauze bis zur Spitze seines Schwänzchens. Mit keinem anderen Tiere verträgt er sich, am allerwenigsten mit seinesgleichen, ja, sogar die beiden Geschlechter zeigen nur in der jetzigen Jahreszeit Zuneigung zu, oder richtiger, leidliche Geduld mit einander. Bald aber löst sich das Verhältnis, Männchen und Weibchen stehen spinnefeind einander gegenüber und jedes geht allein seine einsamen Wege.

Zwei Tugenden aber hat der Hamster trotz alledem: er ist tapfer und er ist fleißig. Es giebt nicht leicht einen Gegner, der ihm imponiert. Er beißt nach den Rädern des rollenden Wagens, springt nach dem Kopfe des Pferdes und nach der Brust des ihn bedrohenden Menschen. Mit wütendem Fauchen wehrt er sich gegen den Hund und bleibt bisweilen sieghafter Behaupter des Schlachtfeldes. Mit einer ausgewachsenen Ratte, doch auch einer streitbaren Bestie, wird er bald fertig, aber Wiesel und Raubvögel sind seine grimmigen Feinde, vor denen er denn doch die Segel streichen muß.

Seine zweite Tugend, der Fleiß, ist für die Menschheit wenig erfreulich, übet er sie doch auf Kosten der ohnedies schon genug notleidenden Landwirtschaft und zwar auf eine Weise, die sehr belästigend und höchst schädlich sein kann. Denn es sind verhältnismäßig bedeutende Mengen, die er sich für den Winter in seine unterirdische Wohnung einträgt; hat man doch in einem einzigen Baue gelegentlich bis 50 kg Getreide und in einem anderen bis 40 l Saubohnen gefunden. Das möchte immerhin noch sein, wenn der Hamster ein seltenes Tier wäre; das ist er aber keineswegs, wenn auch möglicherweise der dritte Teil meiner verehrten Leserinnen und werten Leser noch keinen lebenden gesehen haben mag, denn er ist ein mehr nächtliches Tier, mit heimlichen Gewohnheiten. Wie häufig er aber in gewissen Jahren und in gewissen mitteldeutschen Gegenden werden kann, dafür nur ein paar Beispiele: 1787 wurden auf dem Quedlinburger Rathause rund 100000 Stück Hamster, als in dortiger Stadtflur getötet, eingeliefert, 1724 wurden in der Flur der Stadt Gotha 54429 getötet, in den Fluren der nächsten Dörfer auf drei Stunden im Umkreis 25707. In der Flur der nämlichen Stadt wurde im Jahre 1817 die ungeheuerliche Menge von 111817 Stück zur Strecke gebracht und von 1817 bis und mit 1837 zusammen 286889, wofür die ansehnliche Summe von 16188 Mk. nach neuem Gelde an Prämien bezahlt wurde!

Man sucht selbstverständlich sich des lästigen Ungeziefers auf verschiedene Weise zu entledigen, stellt ihm

Gift und Fallen oder ersäuft es durch eingelassenes Wasser in seinen Höhlen. Aber die beliebteste Art, ihn unschädlich zu machen, die bei manchen Leuten zum wahren Sport wird, ist das Graben. In Gotha verhielt sich damit die Sache noch in den dreißiger Jahren so, daß die Hamstergräber, meist kleine Handwerker oder Soldaten, sich, um graben zu können, eine obrigkeitliche Erlaubnis auswirken mußten. Ihr Geschäft hatte aber gewisse Vorrechte. Die Grabzeit dauerte vom März bis zum St. Johannistage, und die Gräber durften bis zu diesem Termine in jedes Saatfeld gehen und graben, auch wenn die Saat schon mehrere Fuß hoch war. Die Frucht, die sie fanden, war ihr Eigentum, die Hamsterfelle trugen sie aufs Rathaus, wo sie eine Gratifikation erhielten, und wo den Fellen der Kontrolle wegen die Schwänze abgeschnitten wurden. Der im vorigen Jahrhundert lebende Gothaer Arzt Sulzer erzählt, es hätten einmal ein paar findige Köpfe derartige abgeschnittene Schwänze sich zu verschaffen gewußt, sie an die anglisierten Felle wieder angeflickt und die Gratifikation auf diese Art mehreremale für dasselbe Fell erschnappt. Der Betrug wurde natürlich bald entdeckt und gebührend bestraft.

Derselbe Gewährsmann hat übrigens einmal mit eigenen Augen gesehen, wie ein einziger, allerdings sehr geschickter und erfahrener Hamstergräber an einem Tage 120 Stück alter und junger Hamster erbeutete. Daß übrigens diese Gräber auch noch in anderer Hinsicht ihr Amt auszubeuten und ihre Rechnung zu finden

wußten, geht aus folgender Bemerkung Johann Mathias Bechsteins, der auch in der Gothaer Gegend, in Waltershausen, geboren war und dort lange gewohnt hat, hervor: „Die Obrigkeit hat nötig, auf die Hamstergräber ein wachsames Auge zu haben, in dem sie oft nur das (eingetragene) Getreide wegnehmen und die schädlichen Hamster (um ihrer selbst und der Nachkommenschaft willen) laufen lassen, um das folgende Jahr wieder zu ernten, wo sie nichts gesäet haben."

Wie trägt der Hamster seine Vorräte ein? Er hat ein paar geräumige Backentaschen zu diesem Behufe. Sie sind länglich eiförmig, 7—9 cm lang und jede kann bis 28 g Getreidekörner fassen. Sie haben einen weiten Eingang in der Mundhöhle, erstrecken sich zwischen Haut und Fleisch über die Schulter aufwärts zum Rückgrat, wo ihre blinden Enden nahe beieinander liegen. Wenn sie gefüllt sind, sieht der Hamster natürlich vorn stark geschwollen aus, er hat dann die sprichwörtlich bekannten „Hamsterbacken". Wenn er so mit Gepäck beladen ist, kann man ihn ungestraft belästigen, weil er wehrlos ist. Man muß aber flink dabei sein, denn er versteht sich des Ballastes durch geschicktes Ausdrücken mit den Vorderpfötchen rasch und leicht zu entledigen.

Außer zum Transport seiner Vorräte soll der Hamster seine Backentaschen gelegentlich auch noch in anderer Weise benutzen. Er soll sie nämlich, wenn er in das Wasser geworfen ist, aufblasen, sodaß sie ihm als Schwimmblasen dienen. Ob das wahr ist, weiß ich nicht. Wohl aber weiß ich, daß er in ihnen die beim Graben

seines Baues losgelöste Erde an die Oberfläche schafft, was ihm viele Mühe machen muß, denn wie das Sprichwort sagt: „ein kluger Hamster baut seine Keller tief“, und die von ihm ausgeführten Minierarbeiten sind in Anbetracht dessen, daß er doch nur ein kleines Tier ist, aller Anerkennung wert.

Der Hamster ist gewiß ein schädliches, sogar ein höchst schädliches Tier, aber für den Naturforscher und Naturfreund ist er doch sehr interessant. Er ist eine der originellsten Figuren in der heimischen Tierwelt und auch nicht ganz ohne Nutzen: sein zartes Fell giebt ein gutes und beliebtes Pelzwerk. Das Fell, das man dem Hamster nimmt, ist das einzige gute Haar, das ich ihm lasse!

Auch Maulwürfe, Igel und zahlreiche Nager verspüren jetzt die sanften Regungen der Liebe; der erwachte Frühling liegt ihnen im Gebein, es ist ihnen

> wie dem Kätzlein schmächtig,
> das nachts um Feuerleitern streicht.